

**Alexander LEE / Michel PAULY (Hg.), *Urban liberties and citizenship from the Middle Ages up to now. Libertés et citoyenneté urbaines du moyen âge à nos jours. Städtische Freiheiten und bürgerliche Partizipation vom Mittelalter bis heute. Actes du colloque 2009 de la Commission internationale pour l'Histoire des villes (Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte, 9/Publications du CLUDEM, 41), 284 S., Trier: Porta Alba Verlag, 2015; ISBN 978-3-933701-50-3; 42 €.***

Der Band enthält die Erträge einer 2009 in Luxemburg veranstalteten Konferenz der internationalen Kommission für Städtegeschichte. Erklärtes Ziel jener Zusammenkunft war es, eine Bilanz zu dem seit vielen Jahrzehnten in der Forschung diskutierten Thema der städtischen und bürgerlichen Freiheiten zu ziehen. Im Zentrum des Interesses stand dabei die Frage, ob es sich bei der Herausbildung kommunaler Selbstverwaltung um ein gesamteuropäisches Phänomen handelte, das auf große Zentren beschränkt blieb, sowie ob sich lineare Entwicklungsprozesse zwischen Mittelalter und Moderne identifizieren ließen. Geographisch sollten zudem, wie Michel Pauly in seiner Einleitung betont, weniger der gut erforschte europäische Zentralraum, als vielmehr dessen Peripherien im Fokus stehen.

Der Band wird diesen Ansprüchen durchaus gerecht. Als besonderer Verdienst ist vor allem die epochale Spannweite der 14 chronologisch geordneten Beiträge hervorzuheben, die nicht allein im Mittelalter und der frühen Neuzeit angesiedelt sind, sondern ihren Blick zuweilen bis ins 19. und 20. Jahrhundert schweifen lassen, wodurch Kontinuitäten und Brüche effektiv sichtbar gemacht werden. Mit der Arbeit von Harlan Koff, der die Integration von Migranten in den städtischen Gemeinden des heutigen Europas untersucht und somit einer Frage nachgeht, die angesichts der aktuellen Flüchtlingsdebatte kaum aktueller sein könnte, wird der Bogen gar bis in die jüngste Zeitgeschichte gespannt.

Mit seinen Untersuchungen zu Ungarn, Rumänien, Polen, der Kiewer Rus, Skandinavien, dem russischen Zarenreich, Spanien, Portugal, Italien und Frankreich bietet der Band zudem einen umfassenden geographischen Rundblick, wodurch sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die regionalen Unterschiede der einzelnen ‚Stadtrechtslandschaften‘ hervortreten. Wird an den Beiträgen zur iberischen Halbinsel beispielsweise der enge Bezug zur Reconquista deutlich, der eine Neuordnung der eroberten maurischen Städte erforderlich machte, tritt in den vier Artikeln zum osteuropäischen Raum vor allem der Zusammenhang zwischen der Entstehung städtischer Freiheiten und der Privilegierung von Migranten zu Tage: So hätten sich die Stadtrechtsprivilegien im Königreich Ungarn nach Katalin Szende zunächst weniger auf räumliche Einheiten, als vielmehr auf bestimmte soziale Gruppen, insbesondere Neusiedler bezogen. Erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts sei man dazu übergegangen, lokalspezifische

Freiheiten zu erlassen, die Alteingesessene und Neuzuzügler gleichermaßen erfassten. In der Kiewer Rus blieb die Gewährung städtischer Privilegien indessen langfristig mit den Sonderrechten für die aus den deutschsprachigen, flämischen und wallonischen Territorien stammenden Migranten verzahnt, wodurch große Teile der indigenen slawischen und orthodox-gläubigen Bevölkerung von der Teilhabe an der städtischen Verwaltung ausgeschlossen blieben.

Gegenüber den weitgehend analogen Entwicklungstendenzen in den osteuropäischen und den iberischen Gebieten plädiert Franchesca Bocchi in Bezug auf Italien für eine größere regionale Differenzierung, da dieses eben nicht nur aus den Stadtstaaten der lombardischen Liga, sondern auch aus dem von Papst und Adel kontrollierten Rom sowie den Städten des zentralistisch regierten Königreichs Sizilien bestanden habe, deren Autonomien kaum über lokale Angelegenheiten hinausgereicht hätten. Auch Jean-Luc Fray möchte die in universitären Handbüchern immer noch gängige Vorstellung von einer vermeintlichen Homogenität der französischen Stadtrechtsverfassungen beziehungsweise von einer Binarität der im Süden dominierenden Konsulatsverfassung und der im Norden verbreiteten Kommunalverfassung durchbrechen. So weist er darauf hin, dass im Westen des Landes und in Zentralfrankreich mehrere Zentren von eindeutig urbanem Charakter entstanden seien, ohne dass sie sich aus der Kontrolle des jeweiligen Stadtherren gelöst oder Freiheitsbriefe erlangt hätten, weswegen mindestens noch von einem dritten Stadtyp ausgegangen werden müsse.

Wird damit deutlich, dass städtischer Charakter und Stadtrechtsprivilegierung mitnichten gleichzusetzten sind, wie auch Franz Irsigler noch einmal in seinem Schlusswort in Bezug auf die Städte des Königreichs Siziliens betont (S. 269), kommt in den Beiträgen zugleich zum Ausdruck, dass städtische Freiheiten in weiten Teilen Europas nicht primär auf eine Emanzipation der Bürgerschaft, sondern vor allem auf die bewusste Verwaltungspolitik der jeweiligen Stadtherrn zurückgingen. Anders als von Olga Kozubka-Andrusiv behauptet (S. 98-99), existierte diesbezüglich jedoch kein eindeutiges Ost-West-Gefälle; vielmehr lässt sich die ausdrückliche Instrumentalisierung städtischer Freiheiten seitens der Stadt- und Landesherrn in Spanien ebenso beobachten wie in den nördlicheren und östlichen Regionen Europas. Wie Katalin Szende am Beispiel von Ungarn aufzeigt, waren es dabei nicht immer die großen, bereits dicht besiedelten Zentren, die man zuerst privilegierte, sondern vielmehr territoriale Grenzgebiete, in denen man das Potenzial zukünftiger Handelsposten erkannte und deren Entwicklung man daher aktiv förderte.

Besonders klar kommt im Band auch die bereits im Titel evozierte Diskrepanz zum tragen, die zwischen den städtischen Freiheiten einerseits und den bürgerlichen/persönlichen Freiheiten andererseits bestand. So wird am Beispiel von Rom, Kastilien oder der Kiewer Rus deutlich, dass städtische Freiheiten und Privilegien bei weitem nicht alle Bürger und Einwohner in gleichem Maße begünstigten – sei es, weil sie, wie die indigene slawische Bevölkerung Osteuropas, nicht zur Zielgruppe der obrigkeitlichen Privilegierung gehörten, sei es, weil die jeweiligen Monarchen trotz erlassener Freiheitsurkunden in die städtischen Angelegenheiten eingriffen oder weil sich in den Städten interne Oligarchien etablierten, die einen Großteil der Bevölkerung von der Teilhabe an der Verwaltung ausschlossen. Urteile wie die von Zdzisław Noga, der stadinterne Machtkämpfe als „a manifestation of democratisation in the cities, and as a form of resistance to the oligarchic and nepotistic character of city authorities“

(S. 168) charakterisiert, müssen allerdings mit Vorsicht bedacht werden, hat die Forschung doch seit langem aufgezeigt, dass sich hinter den sogenannten „Bürgerkämpfen“ stets die Interessen ganz spezifischer sozialer Gruppen verbargen, deren Aufgehren nicht selten in neue Formen der Oligarchie mündeten.

Ganz anders als im west- und osteuropäischen Raum sei die Stadtentwicklung, so betont Alexander Kamenskii in seinem – bibliographisch leider etwas dünn unterlegten – Beitrag, im russischen Zarenreich verlaufen. Bis zum 18. Jahrhundert seien hier keinerlei Privilegien gewährt worden, ebenso wenig hätte sich eine spezifische Stadtkultur herausgebildet. Erst mit den Reformen Peters des Großen bzw. Katharinas der Großen hätte sich in den Städten allmählich eine selbstbestimmte Verwaltung durchsetzen können, infolge derer sich die Stadtbewohner erstmals als Bürger und nicht mehr als bloße Untertanen verstanden hätten.

Anders gelagert sei der Fall auch, so Finn-Einar Eliassen, im Norden Europas gewesen. Hier hätten sich zwar ab dem 10. und 11. Jahrhundert Städte aus königlichen Festungen oder Verwaltungszentren entwickelt, doch obgleich einige dieser Städte Privilegien erlangen konnten, hätten diese die königliche Macht doch nur innerhalb eines sehr begrenzten Bereiches delegiert und weder die persönliche Freiheit der Bürger noch die städtische Selbstverwaltung bedingt. Jene schwache politische Lage der Städte hätte sich nicht zuletzt, im Fehlen von Stadtmauern, eigener militärischer Kontingente und städtischer Steuern widergespiegelt.

Lars Nilsson scheint für das mittelalterliche Skandinavien demgegenüber durchaus von der Existenz einer gewissen Form der Selbstverwaltung auszugehen, wenngleich auch er festhält, dass es zu jener Zeit keine klare Trennung zwischen kommunalen und staatlichen Angelegenheiten gegeben habe (S. 226). Nilsson interessiert sich jedoch vornehmlich für die Moderne und analysiert, gleich seiner Kollegin Magda Pinheiro für Portugal, wie die Idee von der Stadt als politischer Gemeinde im Zuge des Liberalismus in den skandinavischen Ländern neu aufgegriffen wurde. Bezüglich des Aufbaus kommunaler Infrastruktur unterscheidet er dabei drei große Entwicklungsphasen und identifiziert zwei unterschiedliche Modelle lokaler Verwaltung. Trotz dieses Unterschiedes fasst er alle vier skandinavischen Länder im gesamteuropäischen Vergleich kommunaler Systeme zu einem einzigen nordischen Modell zusammen, das er durch die Existenz großer Kommunen mit hohen Autonomiebefugnissen charakterisiert.

Als Kritikpunkt könnte abschließend angeführt werden, dass der Band kaum über die Grenzen Europas hinausblickt und nicht den lohnenden Vergleich mit Städten aus dem arabischen oder asiatischen Raum anstrebt, was aber sicherlich der überwiegend europäischen Zusammensetzung der internationalen Kommission für Städtegeschichte geschuldet ist.

Darüber hinaus fällt auf, dass die Abschnittsüberschriften der einzelnen Beiträge uneinheitlich formatiert sind, was beim Lesen etwas störend ist. Auch wäre darüber nachzudenken, ob eine nach geographischen Kriterien erfolgte Anordnung der einzelnen Beiträge nicht praktikabler gewesen wäre als eine chronologische Abfolge, da die inhaltlichen Parallelen der Artikel vor allem auf der räumlichen Ebene greifbar werden. Trotz dieser kleineren Kritikpunkte bietet der Sammelband insgesamt einen facettenreichen und differenzierten Überblick über die Untersuchungsthematik, von dem

zukünftige vergleichende Forschungen sicherlich profitieren können. Ausdrücklich positiv hervorzuheben ist zudem, dass mit dem Schlusswort von Franz Irsigler auch eine konzise inhaltliche Zusammenfassung geboten wird und eine Verortung der Beiträge in einem größeren Forschungskontext erfolgt.

Eva Jullien

**Rolf GROSSE, Du royaume franc aux origines de la France et de l'Allemagne 800-1214 (Histoire franco-allemande. Collection en 11 volumes, vol. 1), Ville-neuve d'Ascq : Presses Universitaires du Septentrion, 2014, 293 p. ; ISBN : 978-2-7574-0677-9 ; 39 €.**

Cet ouvrage est la traduction française d'un manuel allemand paru en 2005 à Darmstadt aux éditions Wissenschaftliche Buchgesellschaft sous le titre *Vom Frankenreich zu den Ursprüngen der Nationalstaaten. 800-1214*. Dans sa version française, il constitue le premier volume d'une collection d'histoire « franco-allemande » du Moyen Âge à nos jours, adoptant une perspective comparée métanationale dont la publication est en cours. L'auteur dirige la section « Moyen Âge » de l'Institut historique allemand à Paris, qui constitue un centre d'excellence et un lieu d'échanges privilégié sur l'histoire des deux pays. Il est donc idéalement placé pour traiter cette période longue de quatre siècles.

Le volume est divisé en deux parties. Dans la première, intitulée « Repères », Rolf Große traite chronologiquement des développements politiques en commençant par une présentation du royaume franc, devenu empire en 800, comme la matrice des entités politiques ultérieures. Il retrace ensuite (dans le chapitre 2 : « la genèse de l'Allemagne et de la France », p. 43-72) une évolution de plus de trois siècles qui vit d'abord renaître au 10<sup>e</sup> siècle, un empire en Occident – cette fois limité au royaume d'Allemagne – sous l'autorité d'Otton I<sup>er</sup> le Grand. L'autorité des rois occidentaux, carolingiens jusqu'en 987, capétiens par la suite, apparaissait comme bien moindre en comparaison de celle des rois puis empereurs allemands. Cet état de fait perdura jusqu'au début du 12<sup>e</sup> siècle, tant au point de vue des ressources, limitées au domaine royal, que du contrôle des grands aristocrates ainsi que des évêchés. Du 11<sup>e</sup> au 13<sup>e</sup> siècle, période traitée dans le chapitre 3 : « *Regnum* et *Imperium* jusqu'au début du XIII<sup>e</sup> siècle » (p. 73-108), les choses évoluèrent. A nos yeux le plus suggestif, ce chapitre est ordonné autour de quatre thèmes : le rôle du souverain dans la promotion de la paix (p. 73-79), la réforme de l'Église et la querelle des Investitures au 11<sup>e</sup> et début 12<sup>e</sup> siècle (p. 79-91), le schisme alexandrin à partir de 1159 (p. 91-97) et enfin les croisades (p. 97-103) pour enfin mener à l'évocation de la bataille de Bouvines (1214) et du contexte qui y a mené (p. 103-108).

La seconde partie, intitulée « Question et perspectives », reprend en les approfondissant une sélection de problématiques évoquées dans la première partie. Parmi celles-ci, on évoquera la question des dénominations de peuples (Germaines, Gaulois, Francs, Allemands et Français) et de la constitution des mythes d'origines, replacée par Große dans un contexte historique changeant du Moyen Âge à l'époque moderne. On notera à ce niveau l'extrême prudence de l'auteur qui ne se prononce pas sur une datation

particulière de l'émergence de la France et de l'Allemagne en tant que pays<sup>1</sup>, mais qui considère que la différenciation puise clairement ses racines au cours du 9<sup>e</sup> siècle, dans les partitions de l'empire carolingien, à commencer par le traité de Verdun en 843, puis dans d'autres qui menèrent à terme à l'intégration du royaume méridional dans la Francie orientale. L'auteur met ainsi en évidence une première différenciation entre est et ouest au niveau de la sacralisation du pouvoir, et ce très tôt, également en 843. Charles le Chauve dut en effet concéder un *foedus*, aux grands laïcs et ecclésiastiques à Coulaines en début de son règne. Par cet accord, furent définis d'une manière contractuelle les rapports entre souverain, clergé et grands laïcs. Ces derniers voyaient leur rôle reconnu. En 848, Charles fut oint lors de son couronnement en Aquitaine. Cette pratique légitimatrice du pouvoir s'imposa plus tard dans le royaume occidental, mais pas dans le royaume oriental et en Germanie, où l'on continua de parler de couronnement (*Krönung*) plutôt que de sacre. Cette différence se maintint pendant tout l'Ancien Régime. Plusieurs autres facettes de la culture politique font l'objet de comparaisons. L'on citera les modalités des relations entre souverains et princes (p. 159-173), mettant en évidence l'adoption d'un modèle héréditaire en France et électif en Allemagne, ou encore la question des lieux de sacre et des nécropoles royales (p. 175-182).

Les dimensions culturelles ne sont pas oubliées : dès le premier chapitre, Große avait consacré des développements à l'effort d'enseignement du latin tant dans les milieux de la cour que dans différents monastères, et la volonté prêtée à Charlemagne d'homogénéiser l'écriture, par l'élaboration de la minuscule caroline basée sur l'écriture en usage à l'abbaye de Corbie. L'auteur rappelle avec justesse que cette écriture s'imposa dans l'empire et contribua « ... à sa capacité d'intégration politique administrative et culturelle (p. 41) », et ce jusqu'au 12<sup>e</sup> siècle qui vit son remplacement par l'écriture gothique. Dans la seconde partie, un chapitre traite de la société de cour et de la civilisation courtoise (p. 183-190) tandis qu'un autre est consacré aux écoles et au développement de l'université (p. 191-197). Tous deux mettent en évidence, dans une perspective de transferts culturels, l'importance de l'influence française et de son rayonnement en Allemagne.

Les aspects économiques sont brossés à grands traits, depuis l'empire carolingien jusqu'au 13<sup>e</sup> siècle. L'auteur signale une césure visible aux 11<sup>e</sup> et 12<sup>e</sup> siècles, marquée par le début d'une croissance démographique, une « vague migratoire » et une colonisation à l'est qui se poursuivit jusqu'au 14<sup>e</sup> siècle. La perspective comparatiste est plus difficilement applicable à ce niveau : se basant entre autre sur les travaux de Franz Irsigler, Rolf Große rappelle que ce n'est pas avant le début du 13<sup>e</sup> siècle que l'on peut approcher les relations commerciales franco-allemandes (p. 156 ss.). Néanmoins, l'on peut observer des influences de France en Allemagne ; ainsi les foires de Champagne servirent de modèle à celles qu'établit à Aix l'empereur Frédéric Barberousse en 1166.

Dans le cadre d'une histoire comparée de la France et de l'Allemagne, l'auteur ne pouvait faire l'économie d'un traitement spécifique des espaces d'entre-deux, issus de la part échue à Lothaire à Verdun ; à savoir la Lotharingie et la Bourgogne, longtemps objets de convoitise entre rois francs occidentaux et orientaux (aux

---

<sup>1</sup> Dans la conclusion, en p. 202, l'auteur semble soutenir la thèse de Carlrichard Brühl qui place cette apparition au début du 12<sup>e</sup> siècle.

p. 127-143) et progressivement intégrés dans le royaume d'Allemagne. Le survol historique consacré à la Lotharingie et à la Bourgogne est basé sur des travaux qui n'ont pas perdu de leur valeur, même si l'histoire de ces régions ont été l'objet d'analyses renouvelées dont les principales sont mentionnées dans la postface bibliographique<sup>2</sup>. L'importance de la Lotharingie est d'ailleurs soulignée à de nombreuses reprises : Große rappelle que des promoteurs marquants de la réforme de l'Église venaient de Lotharingie et de Bourgogne (p. 80-81). De même, traitant de la question de l'Église dite impériale – à savoir le contrôle exercé par les souverains germaniques sur leur épiscopat, qu'il qualifie plus justement de « politique ecclésiastique ottonienne et salienne », Rolf Große, s'appuyant sur les travaux de Karl-Ferdinand Werner et de Rudolf Schieffer, rappelle qu'il ne s'agit là nullement d'une invention ottonienne, mais plutôt d'une évolution, d'une adoption par les Ottoniens de pratiques présentes dans le royaume occidental et connues par l'intermédiaire des évêchés de Lotharingie, qualifiée de « *laboratoire* de la politique ecclésiastique ottonienne » (p. 68). Enfin, rappelons la part prise par des Lotharingiens dans les contingents de la première croisade, dont le duc de Basse-Lotharingie, Godefroid de Bouillon, futur avoué du Saint-Sépulcre.

En conclusion, cet ouvrage est destiné prioritairement au grand public intéressé et aux étudiants. Par la force des choses, l'auteur a dû opérer des choix : ce n'est donc pas un précis à proprement parler mais plutôt une histoire ordonnée autour de thèmes bien connus par ailleurs des historiens, et qui s'avèrent pertinents, mais qui sont présentés ici de manière succincte. Pour ce faire, il met en œuvre une impressionnante et très utile bibliographie de près de mille références (954), complétée par une postface dans laquelle il recense et commente les principales références publiées depuis la parution de l'édition allemande de 2005. Ce volume complètera l'appareil de manuels plus classiques destinés aux étudiants des universités françaises, mais aussi dans celles desservant les régions d'entre deux, dont fait partie le Luxembourg.

Hérolf Pettiau

**Franziska HEIDEMANN, Die Luxemburger in der Mark. Brandenburg unter Kaiser Karl IV. und Sigismund von Luxemburg (1373-1415) (Studien zu den Luxemburger und ihrer Zeit, 12), Warendorf: Falhbusch Verlag, 2014, VI + 352 S.; ISBN 978-3-925522-26-0; 52 €.**

L'ouvrage assure la publication d'une dissertation doctorale soumise en 2010 sous forme d'une cotutelle de thèse entre l'université Humboldt de Berlin et l'Université du Luxembourg et sous les auspices des Prof. Dr. Michael Menzel (Berlin) et Michel Pauly (Luxembourg). L'étude recouvre près d'un demi-siècle de l'histoire de la marche de Brandebourg. Le point de départ en est la reddition, en août 1373, au profit

<sup>2</sup> On y ajoutera, concernant la Lotharingie, deux articles récents ; l'un de Jens Schneider et Tristan Martine, La production d'un espace : débuts lotharingiens et pratiques de la frontière (IX<sup>e</sup>-XI<sup>e</sup> siècle) in : Revue de Géographie Historique 4, mai 2014 (accès en ligne : [http://rgh.univ-lorraine.fr/articles/view/43/La\\_production\\_d\\_un\\_espace\\_debuts\\_lotharingiens\\_et\\_pratiques\\_de\\_la\\_frontiere\\_IXe\\_XIe\\_siecle](http://rgh.univ-lorraine.fr/articles/view/43/La_production_d_un_espace_debuts_lotharingiens_et_pratiques_de_la_frontiere_IXe_XIe_siecle)); l'autre de Simon MacLean, Shadow Kingdom : Lotharingia and the Frankish World. C.850-C.1050, in : History Compass 11/6, 2013, p. 443-457 (accès en ligne : <http://onlinelibrary.wiley.com/store/10.1111/hic3.12049/asset/hic312049.pdf?v=1&t=idbqbhvp&s=4b24b69807f479ccc105ecbd23bd4241af3efa9>).

du roi de Bohême et empereur Charles IV de Luxembourg, des margraves brandebourgeois Otton VII et Frédéric, de la dynastie bavaroise des Wittelsbach. Le vainqueur ajoutait ainsi à celle de Bohême une seconde dignité au sein du collège des sept électeurs impériaux. Il étendait aussi l'espace d'action des Luxembourg, au-delà du cœur bohémien, vers les terres et les rivages du Nord et mettait la main sur des couloirs de circulation (en particulier les cours de l'Elbe et de l'Oder) conduisant de Venise aux ports de la mer du Nord et de la Baltique. Le point terminal se place en 1415 : le fils cadet de Charles, le margrave Sigismond, entretemps devenu roi de Hongrie (1387), puis roi des Romains (1410), remit alors le margraviat à son fidèle conseiller Frédéric de Hohenzollern, burgrave de Nuremberg. On regrettera que le passage de la thèse au livre n'ait pas donné lieu à la rédaction d'un bref rappel de l'état du Brandebourg sous la dynastie des Wittelsbach, maîtresse du Brandebourg pendant un demi-siècle : la compréhension des difficultés rencontrées par Charles, puis Sigismond en eût été peut-être éclairée, en particulier quant à la faiblesse du domaine princier, largement aliéné dès avant les Luxembourg.

L'ouvrage porte sur l'histoire des hommes, des organes et des modes de gouvernement du Brandebourg par les princes et leurs mandataires, non sur le territoire et ses habitants. L'absence de toute carte souligne ce parti-pris d'histoire institutionnelle. Cœur du dispositif, sont présentés les hommes, membres de la noblesse du pays, mais souvent étrangers (tchèques, moraves, lusaciens polonais ou hongrois...), qui ont exercé l'autorité au nom de princes souvent absents, tant au niveau de la Marche toute entière (c'est là, en particulier, le rôle du *Landeshauptmann*) qu'en chacune des unités territoriales qui la composaient.

L'étude est présentée en grandes phases chronologiques, chacune étant traitée ensuite de façon thématique, choix qui aboutit à disloquer les analyses consacrées aux six « champs politiques » : les fondements de l'exercice du pouvoir princier ; le personnel politique ; les traités de *Landfried* et les alliances ; la politique castrale ; les finances ; les relations du prince avec les villes et les Etats. Après l'introduction générale et une présentation géographique du territoire concerné, le troisième chapitre est consacré à la régence exercée par Charles IV pour son fils mineur Sigismond (1373-8) ; le quatrième analyse le principat de ce dernier sur dix ans, la césure de 1388 étant justifiée par l'engagère opérée par le prince au profit de ses cousins les margraves Josse et Procop de Moravie. Le cinquième chapitre se consacre à la seule *Neumark*, territoire administré à deux reprises par Sigismond, de 1381 à 1388 et de 1396 à 1402, date de la vente de ce territoire à l'Ordre teutonique voisin par un prince financièrement aux abois. Le dernier chapitre évoque le retour de Sigismond dans la marche propre de Brandebourg à la suite du décès de Josse de Moravie en 1411 et le processus qui conduisit à la cession de 1415.

En introduction, l'auteur replace son ouvrage au sein du réveil historiographique des dernières décennies dont, par la grâce de la « passion mémorielle » qui saisit les nations centre-européennes depuis quelques décennies, a bénéficié Sigismond, personnage longtemps écrasé par la figure paternelle et déconsidéré par l'absence d'héritier mâle (« le dernier des Luxembourg »), les échecs militaires et les difficultés financières récurrentes. Le mouvement a pris la forme d'expositions et de colloques scientifiques, en Hongrie, pays précurseur, dès 1984, chez les historiens tchèques et autrichiens, puis en Allemagne, enfin au Luxembourg, avec le colloque international d'histoire et

histoire de l'art de Luxembourg (juin 2005) et la grande exposition bi-nationale de Budapest et Luxembourg en 2006. Ces célébrations en faveur d'un roi et empereur « retrouvé » laissent cependant dans l'ombre son principat brandebourgeois, lacune que l'auteur a désiré combler, quelque temps avant... le 600<sup>e</sup> anniversaire de l'inféodation de la marche aux Hohenzollern. Fr. Heidemann rappelle aussi le long désintérêt historiographique dont a souffert ce territoire, l'époque de Wittelsbach et des Luxembourgs ayant été regardée par les historiens des 19<sup>e</sup> et 20<sup>e</sup> siècles comme une parenthèse, plutôt anarchique, entre deux moments forts de l'histoire brandebourgeoise : les périodes ascanienne (1143-1320) et Hohenzollern, cette dernière vue comme la pierre de fondation de la monarchie prussienne ultérieure.

Le très bref second chapitre présente géographiquement le Brandebourg, un passage appuyé sur le *Landbuch* (descriptif de l'ensemble des droits et revenus princiers, que Charles IV fit rédiger en 1373-5), au risque d'une présentation statique et relevant d'une conception de la géographie historique un peu datée : on regrettera en particulier que la présentation de l'environnement économique soit incidemment et trop rapidement traitée. Sont présentées les cinq entités régionales qui forment le Brandebourg : la « Vieille Marche » à l'ouest du coude de l'Elbe, dans la partie septentrionale de l'actuel *Land* de Saxe-Anhalt ; la « Marche moyenne », partie centrale de l'actuel *Land* de Brandebourg, entre Elbe et Oder, avec les villes jumelles de Berlin et Cölln ; la « marche de Prignitz », entre Elbe, Dosse et Elde, couvrant l'extrémité nord-occidentale du Brandebourg jusqu'aux limites du Mecklembourg ; la « marche d'Ucker », étendue, à l'opposé, sur la région nord-orientale de l'actuel *Land*, jusqu'aux frontières de la Poméranie occidentale (*Vorpommern*) ; la « Nouvelle Marche » enfin (*Terra transodrana, Land über der Oder*), soit des territoires aujourd'hui polonais, à l'Est de l'Oder et au nord de la Wartha, sur une centaine de kilomètres de profondeur. On s'étonnera que la géographie diocésaine médiévale ait été négligée : le territoire décrit correspond à tout ou partie de six diocèses, relevant de trois provinces (Mayence, Magdebourg et *Gniezno / Gnesen*). Une liste d'équivalence des toponymes allemands de jadis et polonais actuels eût facilité les localisations au sein de la *Neumark*.

L'auteur consacre de notables développements, là encore dispersés, aux tentatives faites par les margraves successifs pour maintenir ou rétablir la paix et contrebalancer l'usage de la *Fehde* et la multiplication de ceux que le romantisme du début du 19<sup>e</sup> siècle devait appeler *Raubritter*. Au-delà du contrôle par le prince du droit de construction des forteresses (dont lui-même possédait à peine le cinquième), l'arme juridique de cette « politique de protection de la paix » résidait dans les traités de *Landfried*, ce qui supposait pour le prince de s'assurer aussi le concours des villes, intéressées au plus haut point par la protection de leurs lignes d'approvisionnement et des routes commerciales, et des États provinciaux, et de décliner cette politique en interne mais aussi dans les relations avec les princes voisins : archevêque de Magdebourg, évêques de Halberstadt et de Kammin, ducs de Mecklembourg et de Saxe-Wittenberg ou encore les différentes lignées de ducs poméraniens. On s'étonnera alors que, si la protection des relations de paix allait de soi avec les voisins méridionaux relevant de la couronne de Bohême, la question des relations de la marche avec le voisin oriental polonais, au moins pour la période antérieure à 1402, reste un angle mort de l'étude.

Il ressort de la lecture de l'ouvrage le sentiment d'un contraste fort entre la régence de Charles IV (1373-1378) - marqué par une présence effective du prince dans la



marche (en particulier dans sa résidence de Tangermünde sur l'Elbe) et par une politique de remise en ordre et de pacification - et les différentes phases du principat de Sigismond, dont l'exercice de la *Landeshoheit* sur le pays fut toujours subordonné à ses ambitions royales en Pologne et, plus encore, en Hongrie et lourdement handicapé par ses difficultés financières récurrentes. De là les aliénations de 1388 et de 1402, à beaux florins hongrois comptant, par centaines de milliers : c'est à Ofen (Budapest) que Sigismond, redevenu margrave brandebourgeois en titre, délivra (juillet 1411) les lettres de confirmation des privilèges du *Land* et fit du burgrave de Nuremberg, Frédéric de Hohenzollern, son nouveau *Landeshauptmann*, à vie et avec droit de succession héréditaire. Le processus vint à conclusion à Constance en avril 1415, puisque la dévolution du Brandebourg au Hohenzollern y fut proclamée entière, y compris la dignité de prince-électeur et la charge d'archichambrier du royaume de Bohême : le temps de la présence des Luxembourg entre Elbe et Oder était révolu.

Derrière le spectacle assez déroutant de la faiblesse politique - et plus encore financière - du dernier Luxembourg, se dessine peu à peu la naissance d'un « Pays », à travers les responsabilités croissantes laissées aux villes et aux « états » (*Landtage*), dominés par une noblesse de plus en plus forte et autonome. La passation du Brandebourg aux Hohenzollern allait ressusciter une présence princière effective sur le territoire. Peut-être faut-il chercher en ce point les linéaments d'une identité qui devait, bien plus tard, au-delà des avatars de l'Etat prussien, faire ressurgir l'Etat (*Land*) du Brandebourg après la chute du régime communiste.

L'ouvrage de Fr. Heidemann n'évoque qu'une seule fois dans chaque cas le duché et la ville de Luxembourg et aucun personnage originaire des cette région n'intervient dans cette page d'histoire du Brandebourg, ce qui conduit à la prudence quant à la réalité d'une « Europe des Luxembourg ». A tout le moins, ce travail minutieux, malgré quelques faiblesses, invite les érudits et amateurs des pays du Couchant à s'ouvrir à des aspects par eux méconnus de l'histoire de l'Europe centre-orientale.

**Jean-Luc Fray** (Clermont-Ferrand)

**Robert BOHN / Michael EPKENSCHANS (Hg.), Garnisonsstädte im 19. und 20. Jahrhundert (IZRG-Schriftenreihe 16), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2015, 199 S., ISBN 978-3-7395-1016-3; 24 €.**

Der vorliegende Sammelband ging aus einem Workshop hervor, der 2012 am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam gemeinsam mit dem Institut für Zeit- und Regionalgeschichte der Universität Flensburg, in deren Schriftenreihe der Band auch publiziert ist, abgehalten wurde. Damit erklärt sich hinsichtlich des Forschungsgegenstandes und seines Betrachtungszeitraumes die Zusammenstellung der Beiträge. Es werden nämlich Garnisonsstandorte deutscher Truppen unter verschiedenen Gesichtspunkten präsentiert, und zwar erstens durch die chronologische Abfolge der Fallbeispiele in einer Längsschnittanalyse und zweitens als eine Querschnittanalyse, die folgende Themenbereiche abdeckt: Versorgungswirtschaft im 18. Jahrhundert am Fallbeispiel Luxemburg; neue Unterbringungsbestimmung der preußischen Militärreform von 1810; Heeres-, Budget- und Verfassungskonflikt nach der Heeresreorganisation von 1859 in den preußischen Westprovinzen; Garnisonsstadt und Industrialisierung in Elberfeld/Wuppertal vor der Reichsgründung

1871; Militär und Industrie anhand der Kleinstadt Lahr in Baden im 20. Jh.; die Kriegervereine der ehemals freien und Reichsstadt Frankfurt am Main (1866-1914); Bamberg's wechselvolle Geschichte als Garnisonsstandort seit dem 16. Jh. bis zum Abzug der US-Army 2014 wird in zwei Beiträgen analysiert; die Errichtung einer Garnison in Sachsen (Plauen) nach 1900; der Standort Rendsburg (Schleswig-Holstein) als NATO- und Bundeswehr-Stützpunkt nach 1945. Diese historische Rundschau wird mit einem ‚exotischen‘ Beispiel zum strukturellen Vergleich abgeschlossen, nämlich mit einem Überblick zur Geschichte des kanadischen Grenzforts Calgary.

Für Luxemburger Geschichte wird dieser Band in erster Linie durch den Beitrag von Guy Thewes zur Versorgungswirtschaft der Garnison Luxemburg als Teil der Österreichischen Niederlande (1715-1795) relevant. Dabei überprüft Thewes die in der militärhistorischen Forschung der Neuzeit weitverbreitete Annahme, dass die Stadtbürger von der geordneten Präsenz der Armee profitiert hätten. Thewes gelingt eindrücklich die Differenzierung dieser These. Denn die Militärordnung kam mit der städtischen Zunfthandlung in Konflikt und hatte Parallelwirtschaften zur Folge: So wurde etwa auf großunternehmerischer Ebene die Brotversorgung von der Militärverwaltung an finanzkräftige Brabanter Generalunternehmer vergeben und die Produktion erfolgte in der festungseigenen Militärbäckerei – vorbei am städtischen Bäckerhandwerk und Handel. Außerdem entstand im kleingewerblichen Bereich mit der Anwesenheit von knapp besoldeten Soldaten, die sich mit handwerklichen Nebentätigkeiten ihren Lebensunterhalt aufbessern wollten, eine Schattenwirtschaft. Diese Situation wirft auch Licht auf die allgemeine sozio-ökonomische Verfasstheit der Kleinstadt Luxemburg dieser Zeit, denn es fehlte sowohl an Kapital wie auch an unternehmerischer Weitsicht, die über das ‚sichere‘ unmittelbare Stadtumfeld hinausgegangen wäre. Die Luxemburger Händler, so zitiert Thewes eine Quelle von 1756, seien zu wenig „geschickt und kühn“ (S. 25). Dass im städtischen Waren- und Serviceangebot aber die ‚Schwarzarbeit‘ der Soldaten platziert werden konnte, kann auch als Indikator für die Unzulänglichkeiten der zünftischen Wirtschaft Luxemburgs gelten. Die Bedeutung der Garnison als Konsum- und Kaufkraftfaktor schätzt der Autor als eher gering ein. „Die Garnison war“, Thewes zufolge, „ein wichtiger, aber zweideutiger Wirtschaftsfaktor für die Stadt“ (S. 29).

Für eine transnationale Geschichte Luxemburgs sind des Weiteren auch die Artikel zu der Entwicklung der preußischen Militärorganisation bis zur Auflösung des Deutschen Bundes interessant.

Insgesamt ist der Band für militärhistorisch Interessierte eine Empfehlung jenseits von Festungsbauwerken und Bewaffnungsfragen, denn die ‚neue‘ Militärgeschichte wird mit ökonomischen, gesellschaftspolitischen oder städtebaulichen Leitfragen geschrieben.

**Thomas Kolnberger**

**Jeroen KOCH, Koning Willem I, 1772-1843, Amsterdam: Uitgeverij Boom, 2013, 700 p., ISBN 9789461051844; 39,90 €.**

**Jeroen VAN ZANTEN, Koning Willem II, 1792-1849, Amsterdam: Uitgeverij Boom, 2013, 600 p., ISBN 9789461051851; 39,90 €.**

The commemoration of the bicentennial of the Kingdom of the Netherlands in 2013-2015 has caused a flood of new publications on the (Northern) Netherlands in the rather neglected early nineteenth century. By far the most widely sold of these publications are the three biographies of the nineteenth-century kings of the House of Orange: William I (1772-1843), William II (1792-1849) and William III (1817-1890) written respectively by Dutch historians Jeroen Koch, Jeroen van Zanten and Dik van der Meulen. The biographies are on the whole excellent books for three reasons. In the first place they are based on new archival research, mostly royal correspondence kept in the Royal archives (Koninklijk Huisarchief) in The Hague but also from far-flung archives in, for instance, Saint Petersburg. Secondly, the biographers treat their research objects from a wider European perspective and not just within a Dutch national context. The House of Orange is regarded by the bio-graphers as essentially a European noble family. Thirdly, the books are admirably well written, equally appealing to professional academic historians as to political journalists and a (Dutch speaking) lay public.

In this review the biographies of the first two kings from the House of Orange, who ruled between 1813 and 1849, will be reviewed. Both lives were to a large extent determined by the turmoil of the revolution and the Napoleonic wars. Both kings lived in a world where everything was constantly changing and nothing seemed certain anymore. Retrospectively, however, the Low Countries received their current-day borders in the first half of the nineteenth century. At the same time, as the Amsterdam cultural historian Joep Leerssen has noted, did national denominations such as 'the Netherlands (Nederland)', 'Belgium (België)' and 'Luxembourg (Lëtzebuerg)' receive their more or less definitive modern meaning.

The biography of William I starts with his childhood as son of the stadtholder William V in the 1770s, a quiet decade before the revolutionary storm broke loose in the Netherlands in 1780s with the Revolution of the Patriots followed by the repressive first Orange Restoration of 1787 (with the help of the Prussian army). William Frederick's prospects of becoming the next stadtholder were abruptly slashed as a result of the invasion of the French revolutionary troops over the frozen rivers and the establishment of the Batavian republic in January 1795. The best part of the book are the dramatic chapters regarding the exile of the members of the Orange family and their wandering through Europe between 1795 and 1813. Never before have these crucial years been examined by a historian in such detail, using new archival material. The author makes it very clear how unlikely a return to the Netherlands had seemed to William in these years, let alone returning as king, ruling over a much enlarged territory.

In great detail the Utrecht historian Jeroen Koch describes the desperate quest of the young and ambitious prince for a throne somewhere in Europe. In succession William bowed to English, French, Prussian and Austrian rulers in the hope of achieving his dream, without much success. After the peace of Amiens, the prince of Orange was especially impressed by Napoleon, who handed him the small former prince-bishopric of Fulda in compensation for the loss of his hereditary lands of Nassau in 1802. The

period of William's rule over Fulda can be regarded as an apprenticeship for his rule over the kingdom of the United Netherlands in 1815-1830. In 1806 Napoleon took away Fulda from William as punishment for his disloyalty, and the prince ended up as a small landowner in Prussian 'New Poland', virtually forgotten in his native Netherlands. Koch analyses the Orange family in exile as a typical European noble family with an extensive international network all over Europe and with the family correspondence as the glue that held the dispersed family together.

As we know, the tables would turn on William. Napoleon's ill-fated expedition against Russia led to the collapse of imperial authority in the Netherlands in November 1813. A provisional government was established that called for the return of the Orange dynasty. On 30 November the prince of Orange, aided by Britain, landed on the beach of Scheveningen. On 16 March 1815, under pressure from Napoleon's Hundred Days, prince Willem assumed the title of 'King William I'. In September 1815 he was enthroned in Brussels as king of the United Kingdom of the Netherlands: a new unitary state comprising the former Dutch Republic, the Austrian Netherlands and the prince-bishopric of Liège. At the Congress of Vienna the Great Powers had decided that Luxembourg was to be connected to the Kingdom through a personal union. Moreover, Luxembourg became a member of the German Confederation with a Prussian military presence, a recipe for conflict between William and the Prussian king. Although uniting these lands under one ruler meant a huge enlargement of the territory of the Dutch Republic, William I – characteristically – was dissatisfied and disappointed as he had hoped for the Rhineland to be accorded to him by the Great Powers in order to be able to rival Prussia as the fifth European great power.

The chapters on William's life as king of the Netherlands are, as Koch notes, for the most part not based on new archival material, but form a masterful synthesis of existing literature. Nonetheless, these chapters also contain some important archival findings, such as the remark by William I that the constitution of 1814/1815 was essentially a 'toy' to keep his subjects 'satisfied'. Letters by his daughter-in-law, Anna Paulowna, the sister of Tsar Alexander I and wife of the future William II, also lead to new insights into the operating of the royal family. The chapters dealing with the administrative rule of the king are less satisfactory. Although William was famous for his involvement in the smallest administrative detail, Koch does not engage himself with observations by for instance Niek van Sas and Els Witte on the Restoration state that allowed for other agents than the king in the government of the United Kingdom.

Koch's biography of William I, although funded by the 'Prins Bernhard Cultuurfonds', is certainly not a hagiography. On the contrary, Koch's William I is a somewhat unsympathetic character: over-ambitious, mean, insecure, cowardly, ungrateful, domineering, always wanting to be in control and unfaithful to his wife (one of the more spectacular findings of the author is the discovery of illegitimate children). With apparent pleasure, Koch dwells on the mistakes and failures of William and especially his many quarrels with his eldest son, the future king, William II. A dysfunctional relationship between the Orange ruler and his eldest son and heir seems to be a recurring feature in the history of the house of Orange in the nineteenth century. The true heroes of this biography are the women of the Orange family, above all the king's mother Wilhelmina and his sister Louise. They seem

to have true political wisdom and moderation and strongly contrast with their male counterparts.

The biography of the second king, William II, by the Amsterdam historian Jeroen van Zanten, is just as well written but contains even more new insights based on meticulous archival research. Van Zanten typecasts William II, who has been rather neglected by Dutch historiography, above all as a romantic figure. In contrast to his father, who preferred to administer the country from his desk according to enlightened rational principles of progress and who worked long hours, the second William was restless, instable, sentimental and melancholic. William II was above all a very 'undutch' king who felt more at home in the Southern parts of the United Kingdom than in the Protestant Northern parts. The young prince had had an international upbringing in Berlin and England. Above all, he was marked by his experience as a soldier in the British army in the wars against Napoleon on the Spanish peninsula, in which he demonstrated considerable personal courage. William especially became famous through his role as 'hero of Waterloo', a battle in which he has been personally wounded: the source of many myths after 1815. Like most war veterans, he found it difficult to adjust to a regulated and 'normal' life as prince of the Netherlands after peace had been established. From being an asset William became a liability for his father when he was linked to plots aimed at overthrowing the French monarchy and embroiled in scandals in the 1820s.

The first years of William II's rule, after his father was forced to step down in 1840, were rather successful. The new king also proved to be an important patron of the arts in The Hague. The crisis of 1848, which led to the granting of a liberal constitution, forms another exciting chapter in the biography. According to Van Zanten, William's behaviour was rather inconstant and he was not very loyal to his own supporters. Based on new archival source material, the biographer tries to solve the old historiographical puzzle why William II, who had become more conservative in the 1840s, asked a small group of radical liberals to draft a new constitution rather than the moderate and conservative liberals. Van Zanten argues that first of all, William had always had liberal leanings from his early days as soldier in the English army. Secondly, the king's behaviour can to a certain extent also be explained by the fact that he was put under pressure by shady figures who blackmailed him with regard to his homosexual relations (which apparently did not affect his marriage to Anna Paulowna). Van Zanten convincingly gives a new interpretation of the establishment of the 1848 constitution from the perspective of the king. This constitution signified the end of a political system in the Netherlands dominated by the institution of the monarchy and hailed the new parliamentary era, even though Van Zanten has argued in an earlier book that the roots of parliamentary rule can be traced back to earlier decades.<sup>1</sup>

Although both biographies give much attention to the European dimension, they might be criticised for their - perhaps inevitable - Dutch perspective on the history of the United Kingdom. Luxembourg hardly plays a role in these works. Very few Dutchmen realise that William I and William II were also the sovereign rulers of Luxembourg. Almost all of the many books published as part of the commemoration of the

---

<sup>1</sup> VAN ZANTEN, Jeroen, Schielijk, Winzucht, Zwaarhoofd en Bedaard. Politieke discussie en oppositievorming, 1813-1840, Amsterdam 2004.

bicentennial of the Dutch monarchy in 2013-2015 use the northern Netherlands as their more self-evident framework. Those books that also take into account the southern Netherlands hardly refer to Luxembourg. This is even true of a volume intending to bring together the Northern and Southern perspectives, *Het (on)verenigd Koninkrijk 1815-1830-2015. Een politieke experiment in de Lage Landen* (Ons erfdeel 2015), edited by Remieg Aerts and Gita Deneckere. Luxembourg surprisingly is not even mentioned in the register of this volume. (The fact that Luxembourg formally did not belong to the United Kingdom is not a sufficient excuse for this omission.) It is of course not unexpected that outcomes determine the writing of history. It would, however, make for better history-writing if the history of the reign of William I and William II was written not only from the North-Western Dutch (Holland's) perspective, but also from the perspective of the South-Eastern parts.

**Matthijs Lok** (Amsterdam)

**Stephanie SCHLESIER, Bürger zweiter Klasse? Juden auf dem Land in Preußen, Lothringen und Luxemburg (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, 89), Köln/Weimar/Wien, Böhlau 2014; ISBN: 978-412-22362-5; 79,90 €.**

Das vorzustellende Buch, eine 2010 unter der Betreuung von Lutz Raphael an der Universität Trier entstandene Dissertation, ragt angesichts seines konzeptionellen Zuschnitts aus der inzwischen bestehenden Vielzahl von Studien zur jüdischen Geschichte deutlich heraus. Thema ist das so genannte Landjudentum im Saar-Mosel-Raum, dessen vergleichsweise starke jüdische Besiedlung aus territorialherrschaftlichen Faktoren noch vor 1815 herrührte: In Lothringen wirkte die Politik der französischen Könige und der Herzöge von Lothringen (bis 1766) nach, im Süden der nach 1815 so genannten preußischen Rheinprovinz das charakteristische Ensemble von Kleinherrschaften, deren Besitzer Geleitsrechte aus ökonomischen ebenso wie aus Statusgründen reklamierten. Allein im Großherzogtum Luxemburg verweisen die vor-märzlichen Siedlungsstrukturen von Juden nicht auf das Ancien Régime, sondern auf die französische Revolutionsherrschaft, unter der im 1795 eingerichteten Département des Forêts erstmals wieder Juden zugelassen wurden (S. 13).

Zu den manchen guten Gründen für das ‚Setting‘ der Arbeit zählt, dass von 1792/1794 bis 1814/1815 unter französischer Herrschaft ein einheitliches Recht für die Juden dieser ‚linksrheinischen‘ Gebiete bestanden hatte. Dessen Diffusion in Folge der de facto ausgebliebenen Gesetzgebung des Wiener Kongresses (Artikel 16 der Wiener Bundesakte) war nach 1815 die Voraussetzung für je spezifische Emanzipationsverläufe. Die Frage, wie die rechtliche Emanzipation die Lebenswelt der Juden und dabei ihr Verhältnis zu den durchweg katholisch geprägten Umgebungen veränderte, steht im Mittelpunkt der Arbeit (S. 24). Ihr zugrunde liegt ein staatenübergreifender Untersuchungsraum, in dem Schlesier fünf Dörfer in der Tiefe untersucht (s. die Karte S. 40). Deren Auswahl erklärt sich abgesehen von der Überlieferungssituation (S. 43, Anm. 88) vor allem durch die jüdische Siedlungspräsenz und die allgemeine Ortsgröße (sämtlich unter 2.500 Einwohner): Gemünden und Illingen in der Rheinprovinz, Boulay und Grosbliederstroff in Lothringen, Ettelbrück im Großherzogtum Luxemburg.

Die konsequent *thematische* Ausrichtung ist ein ausgesprochenes Charakteristikum der Studie: weder die behandelten Gebiete noch politische Ereignisse werden nämlich zum primären Ordnungskriterium erhoben. Mit Ausnahme nur von Kap. 2, das sich mit dem „Kampf um die Gleichberechtigung“ vom Ancien Régime bis nach 1871 befasst, sind sämtliche Kapitel auf geographischer und chronologischer Ebene verschränkt. Diese Vorgehensweise unterscheidet sich sichtlich von der Vielzahl bestehender, meist im engeren Sinne lokalgeschichtlich angelegter Forschungen zum Landjudentum. Während die Verfasserin ihre Überlegungen zur Methodik der Arbeit hauptsächlich anhand der Theoriediskussion über die „Mikrogeschichte“ entwickelt (S. 30-37), wo doch Letztere unter der Voraussetzung geeigneter Kontextualisierung einem anerkannten Standard entspricht, stellt sie ihre konzeptionelle Leistung vielleicht zu sehr unter den Scheffel: Der grenzüberschreitende Vergleich – nicht etwa konventionell additiv, sondern „synchron-vergleichend“ (S. 39) – birgt schließlich erhebliche Herausforderungen, weil er nicht im sicheren Hafen der Ortsgeschichte zu führen ist. Leserinnen und Leser sollten daher auf ein Buch vorbereitet sein, das weder eine landesgeschichtliche Arbeit, noch ein Kompendium à la „Jüdisches Leben in xy“ darstellt, wie man es zu informativen Zwecken mit einem punktuellen Interesse an Regionen, Orten, Zeitumständen heranzuziehen gewohnt ist. Es handelt sich vielmehr um eine strukturelle Analyse auf der Höhe der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte, reicht von der Rechtsgeschichte bis zur Soziabilität im Wirtshaus, von korporativen Aspekten bis hin zur individuellen Dimension. Die Inspiration der Verfasserin durch das 1997 bis 2002 von Lutz Raphael geleitete Teilprojekt „Der Staat im Dorf“ im Rahmen des Trierer Sonderforschungsbereich 235 ist deutlich ersichtlich.

Die schiere Größe der jüdischen Gemeinden innerhalb der Untersuchungsorte ist mitunter frappierend: Im heute saarländischen Illingen bei Neunkirchen lebten 1840 206 Personen jüdischen Glaubens (S. 139), in Gemünden im Hunsrück östlich von Berncastel-Kues, das schon in älterer Zeit gelegentlich als „Klein-Nazareth“ bezeichnet wurde, ein Jahr später 164 Familien (S. 131/133). Boulay bei Metz in Lothringen, wo bis 1841 ca. 23% der französischen Juden konzentriert waren, zählte zu den ältesten jüdischen Gemeinden im Département Moselle seit der Frühzeit des Sonnenkönigs. Für das Jahr 1840 zählt Schlesier dort 338 Juden in 66 Haushaltungen (S. 147). Im deutsch-französischen Grenzort Grosbliederstroff südlich von Saarbrücken lebten 1853 238 Juden (S. 154). Anders dagegen Ettelbrück, wo 1851 28 Personen mit 1,1% eine nur sehr kleine Minderheit ausmachten (Kap. 3.1.2). Wenngleich bis um 1900 rund die Hälfte der damals 1.212 jüdischen Einwohner Luxemburgs nicht unmittelbar in der Hauptstadt lebten, waren sie doch größtenteils in urban geprägten vorstädtischen Kantonen angesiedelt. Darüber hinaus erhielt sich eine als solche zwar bemerkenswerte Streuung in vielen außerstädtischen Niederlassungsorten, die aber sehr kleine Gemeindegrößen aufwies, sofern dort überhaupt Gemeindegröße im Sinne des Religionsrechts erreicht wurde. Immerhin: Die Präponderanz ländlicher Niederlassungen in Luxemburg bestand also genauso wie in Deutschland und Frankreich, wo sich ab 1815 allmählich eine Reurbanisierung jüdischen Lebens vollzog, erst jedoch zum Ende des 19. Jahrhunderts ein Übergewicht der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen entstand (S. 13, 16-17).

Die Arbeit ist in vier Hauptabschnitte gegliedert. Sie entwickeln nacheinander die gesetzlichen Voraussetzungen in den betroffenen Staaten (Kap. 2), die demographischen

und sozialökonomischen Voraussetzungen der Gemeinden (Kap. 3), die inneren Strukturen der Gemeinden als Religions- wie Zivilgemeinden gegenüber dem Staat (Kap. 4) und Formen der Integration bzw. Desintegration der Dorfbewohner innerhalb der ländlichen Sozialkreise (Kap. 5). Aufs Ganze besehen, liefert das Buch eine beeindruckende Vielzahl von Aspekten, die ein strukturelles Verständnis des regionalen Landjudentums ebenso begünstigen wie Empathie gegenüber den Menschen ‚vor Ort‘. Anhand der lokalen Beobachtungen wird die Forschung durchgängig verifiziert und teils auch korrigiert, und zwar stets in angemessener Diktion. Für das methodische Verständnis der Verfasserin und ihre Weitsicht im Allgemeinen spricht, dass und wie sie die ‚hard facts‘ aus Recht und Wirtschaft mit Aussagen über mentalitätsleitende Prägungen von Juden *und* Christen verbindet. Deren Verhältnis erfährt angesichts der Enge der ländlichen Milieus unweigerlich eine besondere Wahrnehmung (Kap. 5). Abgesehen von den Begegnungen, die durch den in allen behandelten Dörfern hervortretenden jüdischen Handel seit ehedem erwachsen, entwickelte sich ab ca. 1850 eine vermehrte Interaktion, als sich auch interreligiös besetzte dörfliche Interessensvertretungen und Geselligkeitsvereine bildeten. Für eine sozialromantische Verklärung des Verhältnisses von Katholiken und Juden bietet Schlesier freilich keine Nahrung: Zum einen verweist sie auf die erhebliche disjunktive Wirkung von Religion auf die Ausformung von Sozialkontakten, wodurch etwa Mischehen gänzlich ausgeschlossen wurden. Die religiöse und kulturelle Differenzierung wurde zum anderen durch die Konkurrenz um die kommunalen Ressourcen verstärkt. Dabei sei die Tendenz der christlichen Landbevölkerung, Juden die Teilhabe an Gemeindemitteln zu verwehren, in der Rheinprovinz deutlich stärker zu erkennen als in Luxemburg und Frankreich, wo die Behörden die dörflichen Verhältnisse stärker regulierten.

Dass die Erkenntnisse der Arbeit im Wesentlichen auf Rheinpreußen und Lothringen zu beziehen sind, Luxemburg dagegen zurücktritt, liegt in den umrissenen Spezifika der jüdischen Siedlungskonstellationen begründet. Dennoch wird man Stephanie Schlesiers Buch mit größtem Gewinn auch im Interesse an der bislang rudimentär erforschten Geschichte des luxemburgischen Judentums zur Hand nehmen.

**Stephan Laux** (Trier)

**Charles BARTHEL / José KIRPS (dir.), Terres Rouges. Histoire de la sidérurgie luxembourgeoise, vol. 4. Luxembourg: Centre d'études et de recherches européennes Robert Schuman / Archives nationales, 2014, 200 p., ISBN 978-2-919773-11-4 ; 38 €.**

Die luxemburgische Industriegeschichte bietet der historischen Forschung mannigfaltige Betätigungsfelder und Fragestellungen, besteht doch die industrielle Welt nicht bloß aus Produktionszahlen, Gewinnmargen oder Konjunkturdaten. Es sind oft die Themen, die lange Zeit randständig im öffentlichen Bewusstsein und in der Forschung bleiben, welche aber umso plastischer grundlegende Mechanismen und soziale Realitäten des Industriezeitalters aufzeigen. Einen Beweis für diese allgemeinen Aussagen und Reflexionen liefert der neue und insgesamt vierte Band aus der Reihe „Terres Rouges“, welcher vier Beiträge zu verschiedenen Themen aus der luxemburgischen Industriegeschichte vereinigt.



Besonders auf die ersten beiden Aufsätze treffen die eingangs formulierten Überlegungen zu: Sie bearbeiten Themenfelder, die bis dato wenigstens im Großherzogtum nahezu vollständig unberücksichtigt blieben. Corinne Reichling untersucht mit der Kinderarbeit ein Phänomen, das oftmals als Inbegriff der sozialen Verwerfungen gerade während der Frühindustrialisierung gilt (S. 8-42). Hierbei ist allerdings anzumerken, dass Kinderarbeit auch in der vorindustriellen Zeit, in der Landwirtschaft oder im Heimgewerbe, weit verbreitet, wohl aber nicht derart gefährlich und physisch wie psychisch belastend war. Reichling widmet sich einem aufgrund der sehr schwierigen Quellenlage sperrigen und diffizilen Forschungsgegenstand. So konzentriert sie sich auf die Jahre 1884 bis 1899, für die Berichte der staatlich eingesetzten Fabrikinspektoren vorliegen. Diese dokumentieren unter anderem Arbeitsaufgaben, Arbeitszeiten und Arbeitslöhne der jugendlichen Beschäftigten. Den größten Teil ihrer Arbeit widmet Reichling, den wirtschaftlichen Gegebenheiten im Großherzogtum entsprechend, den Großbetrieben der Eisen- und Stahlindustrie und hier untersucht sie besonders das Düdelinger Werk, welches sich als luxemburgisches Pionierwerk auch geradezu anbietet für eine intensivere Untersuchung gerade der früheren Jahre. Auf der Düdelinger Hütte arbeiteten im Betrachtungszeitraum zwischen 23 (erstes Halbjahr 1895) und 57 (zweites Halbjahr 1897) Kinder und Jugendliche, relativ zur Gesamtbelegschaft bewegte sich ihr Anteil zwischen 0,97 (erstes Halbjahr 1899) und 3,43 Prozent (zweites Halbjahr 1890). Die Jugendlichen waren den Belastungen der Fabrikarbeit mitnichten weniger ausgesetzt als ihre erwachsenen Kollegen, das belegen die Auflistungen der Tätigkeiten und Arbeitsorte: Dort tauchen unter anderem jugendliche Erzklöpfer und Hammerführer aus, d.h. körperlich anstrengende Tätigkeiten. Etliche Jugendliche mussten auch Nachtschichten fahren. In weiteren Kapiteln behandelt Reichling ferner die Situation in den Erzminen, in den metallverarbeitenden Industrien sowie in den Eisenbahnwerkstätten. Außerdem zeichnet die Historikerin die Entwicklung der Gesetzeslage im Großherzogtum nach und unterstreicht dabei, dass die Einführung des kostenlosen Unterrichts im Jahre 1912 einen entscheidenden Wendepunkt markierte, da von nun an mehr Kinder die Schule besuchten und für die Fabrikarbeit ausfielen. Überdies betont die Autorin, dass Kinder- und Jugendarbeit häufig von den Eltern mehr oder weniger erwünscht war, um das knappe Haushaltsbudget aufzustocken: „Mais les parents approuvent le travail à leur tour parce que leurs enfants gagnent leur vie respectivement contribuent à la survie du ménage. D’origine souvenant rurale, ils [les parents] sont de toute manière habitués à voir les jeunes associés à des travaux dans les prés et les champs. Les occupations nouvelles dans le milieu industriel moderne ne font guère de différence.“ (S. 41) Corinne Reichling legte eine instruktive Studie zu einem bislang unterbeleuchteten Thema vor.

Thematisch gleichsam daran anknüpfend untersucht Armand Thill die Berufsausbildung jugendlicher Arbeiter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (S. 44-75). Auch dieses Thema wurde bislang eher vernachlässigt, obwohl die betriebliche Bildungspolitik beispielsweise in Düdelingen, wo man sich um eine gut qualifizierte und loyale Stammbesetzung bemühte, von sehr großer Bedeutung war. Die Einrichtung betrieblicher Ausbildungsschulen ist im gleichen Kontext zu sehen wie die Eröffnung von Krankenhäusern oder der betriebliche Wohnungsbau. Emile Mayrisch, langjähriger Firmenleiter in Düdelingen und später Vorsitzender des ARBED-Konzerns, war in Luxemburg Vorreiter einer solchen ganzheitlichen Arbeiterpolitik und wird daher mit

Recht von Armand Thill ausgiebig berücksichtigt. Daneben werden aber auch andere Hüttenstandorte sowie die luxemburgischen Bergschulen in den Fokus gerückt. Neben dem dualen Prinzip der Ausbildung, welches praktische mit theoretischen Elementen verband, betont Thill auch die Rolle, die französische und deutsche Vorbilder bei der Implementierung betrieblicher Ausbildungsschulen im Großherzogtum spielten. Die Großindustrie war ein transnational vernetzter Wirtschaftszweig, wie sich eben nicht nur am Kapital- oder Warentransfer zeigt. Thill unterstreicht besonders die Polyfunktionalität der betrieblichen Arbeiterpolitik, indem er von der Arbeiterbewegung häufig kritisierten Domestikationsfunktion die Vorteile für die Arbeitnehmer entgegen stellt: „[...] l’ouvrier y décèle un moyen d’aspirer à la reconnaissance sociale et d’accélérer son émancipation, échappant ainsi à l’aliénation à laquelle un capitalisme débridé [...] l’eût condamné.“ (S. 75) Da die Schulen von den Betriebsherren kontrolliert waren, sollte aber eher von einer reglementierten Emanzipation gesprochen werden. Überdies, das sollte ebenfalls nicht vergessen werden, schuf die Ausbildungspolitik neue Ungleichheiten innerhalb der Belegschaft beziehungsweise vergrößerte bestehende, indem sie die Kluft zwischen ungelernten und gelernten Arbeitern vergrößerte.

Den umfangreichsten Beitrag lieferte Stéphanie Kovacs mit einer Synthese aus ihrer jüngst erstellten Dissertation. Sie widmet sich einem auf internationaler Ebene längst bekannten, nun aber für Luxemburg erstmals systematisch untersuchten Phänomen, nämlich der Vernetzung zwischen dem ökonomisch wie politisch einflussreichen Unternehmertum auf der einen und der kommunalen und nationalen Politik auf der anderen Seite (S. 76-177). An den beiden Fallbeispielen Düdelingen und Differdingen zeigt sie, wie stark der Einfluss der wachsenden Unternehmen auf die gesamte Stadtentwicklung war. Dabei beschäftigt sich Kovacs nicht nur mit dem wachsenden politischen und finanziellen Einfluss der Hüttenherren auf die Kommunalpolitik, sondern auch mit den von der Industrie bedingten urbanen Transformationsprozessen. So zeigt sie, wie sich die untersuchten Orte von Land- zu Industriegemeinden wandelten und vor welche Aufgaben die Gemeinden in diesem Prozess gestellt wurden. Die Herausbildung einer gewissen Urbanität, welche sich beispielsweise in einer wachsenden Infrastruktur und einem expandierenden Freizeitangebot manifestierte, war nur denkbar aufgrund des finanziellen wie demographischen Beitrags der Hüttenunternehmen. Kovacs, die auch gewisse Unterschiede zwischen Düdelingen und Differdingen herausarbeitet, kommt zu folgendem Schluss: „Les retombées fiscales générées par la présence des usines sidérurgiques fournissent à ces deux communes les moyens nécessaires pour financer la construction d’infrastructures adaptées aux besoins d’une population sans cesse croissante. Ainsi elles peuvent se prévaloir, dès 1907, du titre de ‘Ville’, auquel seule l’accumulation d’un certain nombre d’attributs permet de prétendre.“ (S. 175) Da grenzübergreifend in den wachsenden Industriegemeinden sehr ähnliche Mechanismen griffen, hätte man sich eine stärkere internationale Kontextualisierung der Fragestellung gewünscht. Systematische Bezüge etwa zu Karl-Ferdinand Stumm in Neunkirchen (Saar) oder der Familie de Wendel in Lothringen hätten zur weiteren Erhellung des Gegenstands beitragen können.

Gérald Arboit verfolgt im letzten Beitrag des Bandes eine eher klassische Fragestellung, nämlich diejenige nach der Finanzierung der Großindustrie (S. 178-191). Dabei setzt er im Gründungsjahr der ARBED, 1911, an und endet im Jahr des deutschen

Einmarsches in Luxemburg, 1940. Arboit unterstreicht die internationale Speisung der Geldströme, wobei besonders französisches und belgisches Kapital eine Rolle spielte. Außerdem betont er, auch wenn mit dem Zweiten Weltkrieg eine tiefe Zäsur erfolgte, dass die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufschwung nach 1945 im Zeitraum bis 1940 gelegt worden waren: „Toujours est-il que cette activité autour du financement de la sidérurgie luxembourgeoise, entre 1911 et 1940, pose la base du redressement du pays après la Seconde Guerre mondiale.“ (S. 191)

Der Sammelband leistet gerade durch das breite Spektrum der Themen- und Fragestellungen einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erforschung der luxemburgischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Durch die Vielzahl an Illustrationen, Statistiken und Übersichten in sämtlichen Beiträgen ist er überdies leserfreundlich gestaltet, nicht nur für ein engeres Fachpublikum.

**Fabian Trinkaus** (Blieskastel)

**Benoît MAJERUS / Charles ROEMER / Gianna THOMMES (éd.), Guerre(s) au Luxembourg 1914-1918 Krieg(e) in Luxemburg, Luxembourg : Capyrabooks, 2014, 199 p. ; ISBN 978-99959-751-9-7 ; 30 €.**

**Daniela LIEB / Pierre MARSON / Josiane WEBER, Luxemburg und der Erste Weltkrieg. Literaturgeschichte(n), Mersch : Centre national de littérature, 2014, 267 p. ; ISBN 978-2-919903-41-2 ; 25 €.**

Le centenaire de l'entrée en guerre de 1914 s'est traduit partout en Europe par un très vif regain d'intérêt pour l'histoire de la Grande Guerre. Le Luxembourg, de ce point de vue, n'a pas fait exception. Longtemps rejetée dans l'ombre par la mémoire vive de la Seconde Guerre mondiale, l'histoire de la première y était sans doute moins connue qu'ailleurs. Si pour des raisons politiques et budgétaires, la grande exposition 1914-1918 intitulée "La Petite Guerre au Luxembourg" prévue pour l'été 2015 et qui aurait dû se tenir au Musée Dräi Eechelen fut de fait annulée par le gouvernement, deux ouvrages parus en 2014 viennent judicieusement rafraîchir considérablement l'historiographie en la matière. Le premier, produit par un collectif d'auteurs pluridisciplinaire – essentiellement des historiens – dirigé par Benoît Majerus, Charles Roemer et Gianna Thommes et qui se fonde sur les travaux préparatoires à l'exposition annulée, propose une série d'études, en français et en allemand, sur des aspects très divers de l'histoire, politique, culturelle et sociale du pays en 1914-1918.

Benoît Majerus et Denis Scuto nous rappellent à bon escient la position ambiguë du pays qui explique en partie que l'épisode est marginalisé dans la mémoire collective. Le pays est certes occupé, mais l'invasion d'août 1914 en violation des traités et de la neutralité, ne se traduit par aucune résistance – même passive – et le gouvernement Eyschen fait « preuve de compréhension pour l'occupant allemand » tout en essayant de maintenir la fiction de la neutralité. Même si la politique à l'égard de l'occupant évolua après la mort d'Eyschen, ce choix initial continua de peser. Déclaré « théâtre de guerre » par l'occupant en mai 1915, le Luxembourg fut ainsi, comme le rappelle Sandra Camarda, bombardé à 136 reprises entre le 24 août et la fin de la guerre, à tel point que les bombardements devinrent même, comme dans d'autres pays, un thème de prédilection pour les cartes postales illustrées, ce qui ne pouvait qu'être encouragé

par l'occupant qui y voyait ainsi un moyen de répondre aux accusations de barbarie dont il était la cible de la part des alliés.

Emmanuel Debruyne et Arnaud Sauer nous rappellent cependant que la présence allemande et la propagande qui pouvait l'accompagner n'étaient pas uniformément acceptées dans la population. Cela put se traduire par une forme de résistance civile francophile avec la créations de groupes ou de réseaux plus ou moins organisés comme par exemple le réseau Joset destiné à exfiltrer des soldats français isolés ou le réseau de renseignement de Lise Rischard qui se met au service des Britanniques et des Français. Ces réseaux demeurèrent cependant numériquement faibles, « quelques dizaines d'individus » tout au plus. Environ 500 Luxembourgeois choisirent de s'engager dans la Légion étrangère pour combattre aux côtés des Français. Cette expérience de guerre, comme le souligne Arnaud Sauer, permet d'occulter les choix politiques du gouvernement en 1914, mais aussi le gris et terne quotidien d'une existence occupée.

Logiquement, l'occupation est au cœur de la majorité des contributions. Il eut peut-être été souhaitable d'introduire ici quelques éléments de comparaison avec la Belgique ou le nord de la France. Il apparaît que l'économie luxembourgeoise est fortement touchée par la guerre. Ceci se traduit notamment par un fort primat de l'industrie lourde (Gérald Arboit). Cette domination affaiblit indirectement les autres secteurs économiques et contribue aussi en partie à la « crise du ravitaillement » qui est la « clé d'accès indispensable pour l'analyse de l'expérience de guerre de la population luxembourgeoise » (Charles Roemer). Cette dernière nourrit l'inflation et conduit également à des tensions entre villes et campagnes, notamment lorsque se développe un marché noir. Ceci est-il comparable avec d'autres territoires occupés ? La bonne volonté luxembourgeoise du début de la guerre est-elle « récompensée » par l'occupant ? Celui-ci n'hésite en effet pas à marchander le ravitaillement contre des mesures antisociales lui permettant d'exploiter un peu plus la force de travail des ouvriers dans l'industrie lourde.

Il semble en tout cas, comme le montre Josiane Weber à travers l'exemple littéraire du roman allemand d'Erich Urban, *Das hübsche Mädchen von Kayl* (1918) – que l'on retrouve développé dans le second ouvrage –, que l'occupation du Luxembourg ait été, du moins pour l'occupant, présentée comme une forme d'idylle, bien différente de ce qui se passait à Lille ou à Bruxelles. Mais dans les faits, était-ce si différent ? Certains articles apportent quelques éléments de réponse. Les relations entre occupants et occupés apparaissent au final moins comme des idylles amoureuses que des relations tarifées. Malgré les difficultés, la vie culturelle reprend avec notamment le cinéma de divertissement qui semble très populaire, à l'instar de ce qui se passe à Metz ou à Nancy comme le montrent les travaux de Pierre Stotzky, même si dans le dernier cas les films ne sont évidemment pas les mêmes.

La censure semble au départ moins systématique qu'en Belgique, mais elle existe bel et bien et s'intensifie à partir de 1916. Il existe aussi des protestations et des manifestations contre le ravitaillement insuffisant. Le premier syndicat ouvrier est fondé en 1916, pendant la guerre. Il faut dire que l'ARBED profite largement de son intégration dans l'économie de guerre allemande.

De manière intéressante aussi, on perçoit – ceci devra sans doute être creusé et approfondi – que la place de l'État enflé pendant la guerre. Malgré – ou bien est-ce à

cause de – l’occupation et la tutelle allemande, on le voit profiter, ou au moins tenter de profiter, de la guerre pour remodeler et réguler l’économie, essayer de juguler la prostitution, réformer l’école, mettre en œuvre un contrôle plus étroit des loisirs des populations pauvres. À l’instar d’autres pays en guerre, l’expérimentation de diverses formes d’ingénierie sociale est aussi à l’œuvre au Luxembourg. Là encore des éléments de comparaison auraient sans doute été éclairants.

On peut regretter également que le livre ne soit pas mieux organisé. Le lecteur a parfois l’impression de sauter du coq à l’âne et peine à comprendre la logique qui a prévalu dans le plan de l’ouvrage.

Au total, ce recueil d’articles s’avère, malgré ces défauts mineurs, très utile, à la fois au citoyen luxembourgeois curieux de l’histoire de son pays, mais aussi aux historiens de la Grande Guerre qui ne disposaient pas jusqu’à présent d’un ouvrage de référence sur ce pays.

Le livre de Daniela Lieb, Pierre Marson, Josiane Weber, qui accompagne une exposition au Centre national de littérature, sera également, à n’en pas douter, un ouvrage de référence sur la littérature luxembourgeoise de la Grande Guerre. Si on savait peu de choses précises sur l’histoire du Luxembourg en Grande Guerre, on en savait encore moins sur son histoire littéraire alors que l’historiographie de la littérature de guerre est, depuis quelques années, en plein renouvellement. Ce livre qui considère la littérature comme un phénomène culturel au sens large, comme une « part d’un réseau complexe de représentations, d’institutions et de pratiques, qui, en interaction permanente, participent à la constitution de la culture toute entière » s’inscrit pleinement dans ce mouvement heuristique. Il montre en effet que la littérature au sens large (poésie, chansons, essais, récits, fictions, journaux intimes) contribue tout aussi bien à documenter la guerre qu’à la construire en tant qu’événement littéraire et national. Ainsi, quand le gouvernement Eyschen tente d’atténuer le scandale que représente la rupture des traités que constitue l’invasion, écrivains et poètes racontent, eux, l’histoire d’une tempête frappant le pays ou mettent en scène le « spectacle » de l’invasion qui apparaît, dès lors, bien moins anodine que le gouvernement ne voudrait le faire croire.

Très vite aussi le monde des lettres se divise. Quelques germanophiles comme Aloyse-André Welter tentent de défendre la position allemande. Norbert Jacques est lui autorisé à circuler comme reporter de guerre et publie des ouvrages largement favorables aux armées allemandes et austro-hongroises tandis que d’autres prennent fait et cause pour les alliés ou encore tentent de défendre une neutralité mise à mal par le gouvernement ou par l’accueil réservé au Kaiser. Très vite, comme dans les autres pays en guerre, le conflit pose la question du rôle « national » de la littérature. Avec l’occupation qui dure, cet enjeu est de plus en plus aigu.

La censure ne frappe pas seulement les journaux mais aussi les écrivains et les poètes comme Paul Palgen dont le recueil de poèmes *Les seuils noirs* est interdit. Frantz Clément et Paul Schroell, se considérant comme des « soldats de journaux » (*Zeitungssoldaten*), passent même une partie de la guerre en forteresse en Allemagne. Quant au poète francophile Marcel Noppeney, il est même condamné à mort pour espionnage, mais sa peine est commuée en détention. Après la guerre, les récits de légionnaires engagés dans l’armée française ou plus largement l’évocation littéraire de leur épopée montrent aussi le rôle joué par la littérature dans la construction d’une

mémoire collective héroïsante et orientée, passant sous silence les ambiguïtés de la situation du pays.

Mais beaucoup d'auteurs tentent aussi de rendre compte par les moyens de la littérature de toute la complexité de la situation du Luxembourg dans la guerre moderne, souffrant à la fois des privations du fait de l'occupation, des bombardements par les alliés tout en étant à l'écart, en arrière, des combats les plus violents, ce qui faisait du pays, comme le journaliste et écrivain Batty Weber le résuma dans le titre d'un de ces livres, une « salle d'attente de la guerre ».

De ce point de vue, les Luxembourgeois ne font pas exception. La littérature en guerre est ailleurs aussi, une littérature de l'expérience, une littérature de guerre. De ce point de vue, malgré toute la richesse de cet ouvrage, qu'il nous soit permis d'exprimer ici un regret : un dialogue avec la pléthorique historiographie des littératures de guerre en France, en Belgique, en Allemagne, sans parler de la Grande-Bretagne aurait sans doute apporté une dimension supplémentaire à ce beau livre. De ce point de vue, pour ne prendre qu'un seul exemple, l'évocation de l'univers sonore de la guerre par les poètes et écrivains luxembourgeois trouve un écho dans des travaux récents qu'il eut été possible de mobiliser. Ce dialogue aurait peut-être aussi permis de mieux conceptualiser et mettre en évidence la dimension transnationale de l'écriture luxembourgeoise de la Grande Guerre.

Ces deux livres, très richement illustrés de documents originaux – on apprécie tout particulièrement l'annonce mortuaire satirique de la guerre reproduite à la page 200 du second ouvrage – sont donc, on l'aura compris, une bonne nouvelle. Ils devraient être la première étape, on le souhaite en tout cas, d'une série de recherches doctorales innovantes et, pourquoi pas, d'une synthèse monographique sur le Luxembourg en Grande Guerre, qui nous manque toujours.

**Nicolas Beaupré** (Clermont-Ferrand/Strasbourg)

**Claude D. CONTER / Oliver JAHRAUS / Christian KIRCHMEIER (Hg.), Der Erste Weltkrieg als Katastrophe : Deutungsmuster im literarischen Diskurs (Film – Medium - Diskurs, Bd, 53), Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014; 386 S.; ISBN 978-3-8260-5391-7; 48 €.**

Der Erste Weltkrieg und seine Auswirkungen auf Luxemburg waren im Großherzogtum lange Zeit nahezu unbekannt. Neben dem gänzlichen Auslassen dieses Themas im luxemburgischen Sekundarunterricht ist die vergleichsweise intensive mediale und historiographische Präsenz des Zweiten Weltkrieges wohl ein Hauptgrund für das kollektive Unwissen bezüglich dieses sich über Jahre erstreckenden traumatischen Großereignisses. Um diese klaffende Forschungslücke zu schließen und nicht nur die nationale Kriegererfahrung zu rekonstruieren, sondern auch ihre Diskursivierung und Interpretation zu analysieren, erinnern 2014, zum 100. Jahrestag des Kriegsbeginns, mehrere Publikationen an die traumatisierende Zwischenstellung, die Luxemburg während der Kriegsjahre sowie in der turbulenten Nachkriegszeit einnahm. Die Ausstellung *Literaturgeschichte(n): Luxemburg und der Erste Weltkrieg* des Centre national de littérature (CNL) und der ausgezeichnet recherchierte Katalog, sowie der an der Uni Luxemburg erstellte Sammelband *1914-1918: Guerre(s) au Luxembourg: Krieg(e) in Luxemburg*, machten diese bisher obskure Vergangenheit zu einem

gedeihenden Forschungsfeld<sup>1</sup>. Der vorliegende Sammelband entstand aus einem Vorreiterprojekt, nämlich der literaturwissenschaftlichen Tagung „Der Erste Weltkrieg als Katastrophe. Deutungsmuster, Diskurs, Ereignis“, die im September 2013 in Luxemburg stattfand und vom CNL und der Ludwig-Maximilian-Universität München organisiert wurde. Diese Besprechung beschränkt sich auf die Beiträge von Daniela Lieb und Gast Mannes, die erklären, dass trotz der Neutralitätsstellung, dank der Luxemburg von den Kämpfen und Bombardierungen, die die Nachbarländer zerrütteten, weitgehend verschont blieb, der Krieg dennoch weittragende Konsequenzen für das Großherzogtum hatte. Anhand von literarischen Texten verdeutlichen diese Studien, inwiefern die Erschütterung der ‚freundlichen‘ Invasion am 2. August 1914 durch Deutschland, das Luxemburg besetzte und so politische Verwirrung, soziale Aufruhr, Angst und Hungersnot einführte, auf das beginnende Nationalgefühl innerhalb der Neutralitätsinsel einwirkte.

Wie der Titel suggeriert, analysierte die Tagung die historische Entwicklung des Konzeptes der Katastrophe. Die Autoren reagieren auf die Erkenntnisse von Olaf Biese und Timo Günther (2009) die verdeutlichen, dass es seit dem 18. und 19. Jahrhundert eine zunehmende konzeptinhärente Fatalisierung erfuhr. So verliert der Begriff im 20. Jahrhundert sein Versprechen auf „die Wendung zu einem guten Ende“ (12) und wird vom verhütbaren (Natur)Ereignis zu einem „permanenten Zustand“ (13) von Verwirrung und Leid. Wie die Herausgeber behaupten, wird der Erste Weltkrieg nun poetologisch als „Umbruch“ gesehen, der Lebensumfeld, Zukunftshoffnungen und Weltbild der Betroffenen dauerhaft verändert. So sehen sie „die Katastrophenerfahrung des Ersten Weltkriegs“ als „Schlüsselmoment für die Geschichte Europas im 20. Jahrhundert, weil sie den Einstieg in die weiteren katastrophalen Entwicklungen des Zweiten Weltkriegs markiert, nicht zuletzt in die moralische Katastrophe des Faschismus in Europa“ (15).

Daniela Lieb und Gast Mannes zeigen in ihren Beiträgen, dass die Invasion und Besetzung im Ersten Weltkrieg, wenn auch lange Zeit verdrängt und vergessen, für Luxemburg eine richtiggehende Katastrophe war. Liebs Artikel „La catastrophe n’aura pas lieu: Luxemburger Autoren und der Erste Weltkrieg“ (111-127) macht deutlich, dass die traumatische Erfahrung einer Katastrophe nicht unbedingt in direkter Verbindung mit dem Ausmaß des Blutzolls stehen muss, sondern dass im Falle Luxemburgs das Kriegsgeschehen derart drastisch in den Alltag eingriff, dass „der Krieg eine für Luxemburg nie dagewesene Krisenzeit“ bedeutete (114). Literarische Quellen, wie z.B. Jean-Pierre Erpeldings Roman *Anna* (1918), die Dichtung von Nik Welter, Nikolaus Hein und Willy Goergen sowie das feuilletonistische Schreiben von Batty Weber belegen, dass der militärische Überfall als „Vertrauenskrise gegenüber Deutschland“ erlebt wurde und einen „plötzlichen Aufbruch vorhandener Habitusformen“ darstellte (114). Somit kann die Kriegserfahrung der Luxemburger nach Ulrich Beck als Katastrophe gesehen werden (114). Die Zwischenstellung des neutralen Luxemburgs im „Wartezimmer des Kriegs“ (Batty Weber) bedeutete zwar Schutz vor direktem Konflikt, aber die prekäre Versorgungslage, der wirtschaftliche Zusammenbruch sowie das nicht zu leugnende Wissen um die politische Ohnmacht, Irrelevanz und Schwäche erschütterten die junge Nation bis ins Mark. Lieb leistet Pionierarbeit, indem sie die metaphorische

---

<sup>1</sup> Siehe die obige Buchbesprechung (Anm. d. Red.)

Verarbeitung des Angriffs in der Literatur untersucht und mit Bezug auf Mario Fioretti hervorhebt, dass z.B. „Wettererscheinungen“ wie grollende Wolkenbilder eingesetzt werden, um „die Stimmung der Öffentlichkeit zu illustrieren“ (118). Darüber hinaus provozieren die überwältigenden Gefühle der militärischen Wehrlosigkeit, der in der Neutralität implizierten Schuld und der alternativlosen Passivität in vielen literarischen Texten laut Lieb „jene Reaktion, die angesichts der Katastrophe häufig als einzig mögliche, ja als einzig angemessene betrachtet wird: die Sprachlosigkeit“ (121). In der Bemerkung des Philologen Alphonse Foos von 1933 wird das historiographische Potential von literarischen Quellen offenbar: „Wie wir den Krieg erlebten? Wir erleben ihn noch immer, ununterbrochen seit 1914 [...]. Wenn auch das Volk in seiner Qual verstummte, so gab ein Gott doch seinen Dichtern zu sagen, wie es litt“ (120-121). Die durch die Literatur verbalisierten Formen von Schweigen, wie der Quietismus und hoffnungsvolle Pazifismus, verleihen 2014, 100 Jahre nach dem Einsetzen der Katastrophe, der Vergangenheit eine Stimme.

Der Beitrag von Mannes: „Ein Luxemburger spricht: Pariser Humbles feiern Hölderlindeutsche. A-Nationalismus als Prinzip bei Pol Michels und Ivan Goll“ (315-335) thematisiert ebenfalls die als traumatisch empfundene Passivität, die Weber als das Ausharren „im Wartezimmer des Krieges“ beschreibt. Diese Zwischenstellung beinhaltete die Unmöglichkeit, sich politisch zu positionieren, den „Verlust des Rechts auf Selbstbestimmung“ sowie „das seelische Leiden am Vernichtungskampf der Nachbarvölker“ (316). Mannes behandelt eine noch weiter fortgeschrittene Form des politisch-ontologischen Dazwischens, nämlich die Situation der jungen Luxemburger, die im Ausland studierten. In Frankreich wurden sie nicht mehr zugelassen und in Deutschland herrschte große Unordnung im Lehrbetrieb. Diese Unsicherheit und „intellektuelle Arbeitslosigkeit“ brachte viele Studenten dazu, sich in Vereinigungen zusammenzuschließen und nach „neuen politischen und kulturellen Perspektiven zu suchen“ (316). Die Zeitschrift *La Voix des Jeunes* (1917-1919, erste Serie) wurde zum Sprachrohr des *Cénacle des Extrêmes*, das aus Pol Michels, Gust. van Werveke, Paul Weber, Alice Welter und Justin Zender bestand und auf die „Überwindung der nationalen Perspektive“ durch „einen entschlossenen A-Nationalismus“ hinarbeitete (317). Anders als der von Lieb beschriebene quietistische Pazifismus der älteren Dichtergenerationen sprach die jüngere Avantgarde ihre „Ablehnung jeglichen militärischen Wahns“ explizit aus (317). Sie stellte dem Luxemburger Publikum neue Ausdrucksformen, wie die des Futurismus, Expressionismus, Kubismus und Aktivismus vor. Vor allem Pol Michels tat sich als Vorreiter des Luxemburger, aber auch eines transnationalen Modernismus hervor. Durch seine ‚Bruderschaft im Geiste‘ (332) mit Ivan Goll, die aus Zusammenarbeit, Übersetzertätigkeit und „journalistischer Vermittlertätigkeit“ bestand, schrieb er sich z.B. dauerhaft in die Geschichte des französischen Expressionismus ein, wie Mannes eingehend erläutert (333).

Die Beiträge von Lieb und Mannes sind in der Hinsicht komplementär, dass sie verschiedene Formen und Interpretationen der Zwischenstellung Luxemburgs im Krieg führenden Europa präsentieren. Während die ältere Schriftstellergeneration die politische Entmündigung und Anschlusslosigkeit als beängstigend, beschämend und demütigend zu empfinden schien, weigerte sich die aktivistische Jugend, Opfer- oder Herrscherhaltungen anzunehmen und befürwortete eine a-politische Menschlichkeit: letztlich das gleiche Begehren wie das ihrer Dichterväter. Der vorliegende Sammelband



bezeugt die Unmöglichkeit, den Begriff der Katastrophe als universell geltend anzusehen und besteht auf der Notwendigkeit, spezifische Positionen, Erfahrungen und Interpretationen vorsichtig zu erforschen. Denn in eben dieser Ungleichheit des Erlebnisses des Ersten Weltkrieges von Luxemburg und anderen europäischen Staaten mag der Grund für seine lange Vernachlässigung in der hiesigen Forschungskultur liegen. Dieser Band, genau wie die eingangs genannten Publikationen, setzt sich für einen nuancierten Umgang mit emotiven Begriffen ein, um Banalisierung, Pauschalisierung und Minimierung zu vermeiden. Durch die methodologische Verflechtung von Geschichtsschreibung und Literaturwissenschaft erlaubt der Band Einblick in das Erleben und die künstlerische Verarbeitung des Ersten Weltkrieges in Luxemburg. Die Analyse von Narrativen und historischen Fakten ist im Wesentlichen nicht ungewöhnlich, hat aber in Luxemburg ganz besondere Wichtigkeit. Batty Webers Forderung nach einem Nationalmuseum von 1926 spricht die immer noch relevante Problematik der nationalen Geschichtslosigkeit an: „Ein Volk ohne Geschichte ist ein Volk das nicht gelebt hat. Und wir haben gelebt. Wir haben eine Geschichte, und wir hatten sogar Geschichten“.<sup>2</sup> In ihrem Bestreben, eine Pluralität des Erlebens herauszuarbeiten, haben die oben genannten Publikationen einen signifikanten Beitrag geleistet in der Bewusstmachung und Erschließung eines höchst markanten Kapitels der Luxemburger Vergangenheit.

**Anne-Marie Millim**

**Charles BARTHEL, Au Service de l'humanité: Histoire de la Croix-Rouge Luxembourgeoise. 1870 – 1914 – 2014. Mit Beiträgen von Jacques Hansen und Gaby Sonnabend. Luxemburg: Editions Saint-Paul, 2014, 349 S.; ISBN 978-99959-0-089-2; 50 €.**

Den Anfang und Hauptteil der Publikation, die zum offiziellen hundertjährigen Jubiläum des Luxemburger Roten Kreuzes (LRK) erschien, bildet eine vom Historiker Charles Barthel verfasste Abhandlung über die Geschichte des LRK zwischen 1870 und 1970 (S. 6-301). Jacques Hansen, der ehemalige Generaldirektor der Institution, schließt in "La Croix-Rouge: Plus qu'un auxiliaire des pouvoirs publics" an Barthels Erzählung an und schildert den Werdegang der Organisation bis ins 21. Jahrhundert (S. 302-314). Den letzten Teil steuert die Konservatorin des Geschichtsmuseums der Stadt Luxemburg (MHVL) Gaby Sonnabend bei. In "Au secours! La Croix-Rouge au Luxembourg et dans le monde" führt Sonnabend den Leser durch die Entwicklungsphase und Zusammenstellung der gleichnamigen Ausstellung die zwischen dem 16. Mai 2014 und dem 29. März 2015 im MHVL zu besichtigen war (S. 316-328). Das Buch ist reich illustriert und beinhaltet in zahlreichen Kästen Informationen, die über den eigentlichen Fokus des Bandes hinausreichen. So lassen sich beispielsweise Beiträge über Henry Dunants Erfahrungen im Anschluss an die Schlacht von Solferino (24.06.1859) (S. 70f.), sowie über die Entstehung und Bedeutung des Rotkreuz- und Rothalbmondabzeichens (S. 83) finden.

Im Herzstück der Publikation geht Barthel zunächst der Frage nach wie alt das LRK eigentlich sei (S. 8-10). Der Historiker zeigt auf dass die Wurzeln der Organisation weiter zurückreichen als bislang vermutet und sich zumindest vier mögliche

---

<sup>2</sup> WEBER, Batty, Abreisskalender, in: *Luxemburger Zeitung*, 28.4.1926 (Nr. 3166).

Gründungsdaten auflisten lassen (1870, 1914, 1919/23, 1928). Barthels Erzählung beginnt mit dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges und der Bekanntgabe der Gründung des *Comité provisoire de secours aux militaires blessés*, dem unmittelbaren Vorläufer des LRK, am 19. Juli 1870 (S. 14-17). Der Autor berichtet über die Mobilisierung von Hilfsgütern innerhalb Luxemburgs sowie über die geleisteten Dienste der Freiwilligen auf den Schlachtfeldern. Sehr früh kristallisiert Barthel hierbei ein kontinuierliches Verhaltensmuster der großherzoglichen Helfer heraus: Sie agierten weit über die vom Internationalen Roten Kreuz ausgelegten Kompetenzen hinaus. Bereits 1870 profitierten von den luxemburgischen Hilfeleistungen nicht nur aktive Kriegsteilnehmer, sondern auch Kriegsgefangene (S. 48) und sogar Zivilisten (S. 35). Nach Beendigung des Konfliktes dienten Otto von Bismarck angeblich von Seiten des LRK begangene Neutralitätsverletzungen als Vorwand zum Anschluss des luxemburgischen Bahnnetzes an jenes des Deutschen Kaiserreiches (S. 60-63). Das LRK selbst geriet bald darauf zunächst in Vergessenheit. Erst der erneute Ausbruch von Kriegshandlungen im Sommer 1914 gab Anlass zur Neugründung resp. Wiederaufnahme der Tätigkeiten des LRK (S. 80-84).

In einer weitestgehend chronologischen Erzählung führt Barthel den Leser durch die weitere Geschichte des LRK bis in die späten 1960<sup>er</sup> Jahre. Der Schwerpunkt seiner übrigen Untersuchung liegt in den Konfliktjahren, sowie der unmittelbaren Vor- und Nachkriegszeit beider Weltkriege. Barthel gelingt es dabei die Geschehnisse nicht nur aus Sicht des LRK zu schildern, sondern auch Veränderungen in der Haltung der Luxemburger gegenüber der Organisation verständlich darzulegen. So zeigt der Autor auf, dass die Zustimmung und Unterstützung, die die Einrichtung während des Deutsch-Französischen Krieges von einer breiten Bevölkerungsmasse erfuhr (S. 21f.), mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges scharfer Skepsis wich (S. 91-93). Man nahm den Deutschen die Repressalien als Dank für die geleisteten Hilfeleistungen übel und wollte ähnliche Erfahrungen in Zukunft vermeiden. Barthel legt dar, wie sich das finanzielle Fundament der Institution somit über die Jahre veränderte. Während 1870/71 der Großteil der finanziellen Mittel des LRK noch aus Spenden einer sozialen Mittel- und Unterschicht stammte (S. 21-35), wurde die Einrichtung ab 1914 zunächst finanziell von einer gesellschaftlichen Elite getragen (S. 93). Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und einem sich veränderten Verständnis über die Aufgaben des Staates übernahm seit den 1950<sup>er</sup> Jahren dann immer mehr das Staatswesen die Finanzierung des LRK (S. 269-294).

Diese Umschwünge blieben nicht ohne Folgen. Der Historiker weist nach, dass der Hauptfinanzier direkten Einfluss auf die Ausrichtung der Organisation hatte. Besonders deutlich wird dies in Barthels Darstellung der Geschehnisse während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der Zeitspanne in der die Familie Mayrisch die Einrichtung dominierte. So führte Aline Mayrisch de Saint-Huberts Leitung des LRK (1928-39) zu einer Konzentrierung der Anstrengungen auf die Bedürfnisse von Müttern und Kindern, die letztendlich im Bau der *Maternité Grande-Duchesse Charlotte* kulminierte (S. 141-194). Der Autor deutet auch auf die Kehrseite einer solchen Fokussierung der Aktivitäten hin. Zunächst der Bau und später der laufende Betrieb der Geburtsklinik brauchten das jährliche Budget des LRK fasst vollständig auf, sodass wenig Mittel zur Finanzierung anderer Projekte zur Verfügung standen. Zwar gibt es bereits ab 1937 Pläne die Klinik an den Staat zu überschreiben, diese werden jedoch

immer wieder von Mayrisch vereitelt. Letzten Endes führt diese Beharrlichkeit der Präsidentin zu einer unzureichenden Vorbereitung des LRK auf den folgenden Krieg. Die Co-Autorenschaft des Buches erweist sich gleichzeitig als eine der Stärken und Schwächen der Publikation. Einerseits erlaubt die Kooperation, die einzelnen Themenfelder und Zeitperioden von Experten abhandeln zu lassen. Andererseits spiegeln sich in dem Band einige der üblichen Probleme solcher Kollaborationen wieder. So lässt sich nicht vermeiden, dass Sonnabend in ihrem Beitrag, der thematisch nicht direkt an die beiden vorausgehenden Artikel anschließt, zahlreiche Schlüsselereignisse der Geschichte des LRK noch einmal wiederholt. Passagenweise liest sich der ansonsten hervorragende Bericht dadurch leider wie eine Zusammenfassung von Barthels Arbeit. Auch der Übergang von Barthels Untersuchung auf Hansens Artikel ist etwas holprig. Während Barthel vor allem auf soziale und militärische Aspekte eingeht, legt Hansen den Fokus eher auf legislative Entwicklungen. Eine bessere Absprache zwischen den einzelnen Autoren wäre hilfreich gewesen.

Ein weiterer Kritikpunkt lässt sich im Hauptbeitrag des Buches festmachen. Auf den ersten 250 Seiten zeigt Bartel immer wieder auf, dass der Neutralitätsstatus des Großherzogtums von zentraler Bedeutung für die Entwicklung des LRK war. Sowohl 1870 als auch 1914 lieferte das Auftreten unterschiedlicher Hilfsinstitutionen, die planten, zugunsten einer spezifischen Kriegsnation zu operieren, einen der Hauptbeweggründe zur Gründung einer nationalen Rotkreuz-Institution (S. 18f., 82-84). Mit dem Aufbau einer neutralen Hilfsorganisation wollte man der parteiischen Einrichtungen entgegenwirken und so alle Kriegsteilnehmer davon überzeugen, dass man in den kommenden Konflikten an der Neutralität des Staates festhalten würde. Letzten Endes sollte dieser Schritt die Unabhängigkeit des Großherzogtums schützen. Nach der Behandlung des Zweiten Weltkrieges verliert sich dieser rote Faden in Barthels Analyse. Die Aufhebung der luxemburgischen Neutralität (1948) und der Beitritt des Staates zur NATO (1949), genauso wie die eventuellen Folgen beider Aktionen für das LRK, werden nicht behandelt. In diesem Kontext lässt der Autor seine Leserschaft auch über die Stellung der Institution gegenüber den luxemburgischen Streitkräften im Dunkeln. Dies ist besonders bedauerlich unter der Berücksichtigung, dass Leo Van Bergen bereits 1999 anhand des Beispiels des niederländischen Roten Kreuzes nachgewiesen hat, dass die enge Zusammenarbeit zwischen einer nationalen Hilfsorganisation und dem Militär des gleichen Landes, durchaus die Neutralität ersterer Institution kompromittieren kann, selbst in einem neutralen Staat.<sup>1</sup>

Schließlich handelt es sich bei den aufgeführten Einschränkungen allesamt um Kleinigkeiten, die der Qualität der Publikation wenig abtun. Am Ende bleibt *Au Service de l'humanité* sehr zu empfehlen.

**Sam Klein** (Glasgow)

---

<sup>1</sup> Leo VAN BERGEN, 'The Malingerers Are to Blame': The Dutch Military Health Service before and during the First World War, in: *Medicine and Modern Warfare*, hrg. v. Steve STURDY, Roger COOTER und Mark HARRISON (Wellcome Institute Series in the History of Medicine, 55), Amsterdam: Rodopi, 1999, S. 59–76.

**Jean-Paul HOFFMANN, Autos die in Luxemburg Geschichte machten. Band 4: Lastwagen und Traktoren. Luxemburg: Editions Revue, 2014; 192 S., ISBN 978-99959-898-1-1; 45 €.**

Im nunmehr vierten Teil der Reihe *Autos, die in Luxemburg Geschichte machten*, präsentiert Jean-Paul Hoffman seinen Lesern wie schon zuvor eine Reihe von Fotos rund um die Geschichte des Automobils in Luxemburg, wobei er sich bei diesem Band hauptsächlich auf Lastwagen und Traktoren verschiedenster Art konzentriert. Natürlich richtet sich dieses Buch nicht in erster Linie an ein Fachpublikum von Automobil- oder Technikhistorikern, sondern eher an eine viel weiter gefasste Zielgruppe von Automobilfans. In dieser Rezension soll vor allem der Frage nachgegangen werden, ob bzw. inwiefern der vorliegende Band auch für ein Fachpublikum von Interesse ist.

Den zweigeteilten Titel des Buches kann man gewissermaßen als Aufgabenstellung des Autors an sich selbst verstehen. Einerseits will er technisches Wissen über die gezeigten Fahrzeuge vermitteln, andererseits aber auch den Kontext der Fotos erklären. Nach Meinung des Rezensenten ist die Umsetzung dieser beiden grundverschiedenen Vorhaben in unterschiedlichem Maße gelungen. Für Autoliebhaber und technikaffine Leser hält das Buch zweifellos viel bereit: Jean-Paul Hoffmann hat eine Fülle von Informationen zu den gezeigten Fahrzeugen zusammengetragen und man merkt beim Lesen seine Begeisterung für die Materie. Positiv hervorzuheben ist, wie schon bei den vorherigen Bänden, die ausgezeichnete Druckqualität der im Buch wiedergegebenen Fotos. Sie tragen entscheidend dazu bei, dem Leser die Faszination für das Thema Automobile zu vermitteln. Andererseits führen gerade die Fotos dem Leser auch die Schwächen des Buches vor Augen: es fehlen fast immer wichtige Informationen zum Kontext, d.h. zu eben der Geschichte, die sich hinter den Bildern verbirgt und die der Autor im Titel angekündigt hat. Die Fokussierung auf technische Details war lange Zeit ein Hauptmerkmal der Behandlung von Automobilen in der (Technik-) Geschichtsschreibung. Seit einigen Jahrzehnten hat in der wissenschaftlichen Debatte jedoch eine Verlagerung weg von der reinen Modell- bzw. Markengeschichte hin zu eher sozialgeschichtlichen Themenfeldern wie der Mobilität stattgefunden, in die sich die Automobilgeschichte heute verstärkt einbringt.

Ein großer Teil der Leserschaft hätte es sicher zu schätzen gewusst, wäre der Autor ebenfalls etwas weniger auf die Autos selbst und mehr auf ihre Rolle in der Entwicklung der luxemburgischen Gesellschaft eingegangen. Ihm hieraus einen handfesten Vorwurf zu machen ist jedoch abwegig, denn die Automobilgeschichte in Luxemburg steckt – wohlwollend ausgedrückt – noch in den Kinderschuhen. Insofern fehlten dem Autor wichtige Hilfsmittel, um seiner im Titel angekündigten Aufgabenstellung nachzukommen. Für Fachhistoriker sollte dieses Buch demnach vor allem ein Aufruf sein, sich verstärkt der luxemburgischen Automobilgeschichte zu widmen. Ein Blick auf die von Jean-Paul Hoffmann zusammengestellten Fotos genügt, um sich bewusst zu werden, welche interessante Geschichten hier auf einen (bzw. mehrere) Forscher warten.

**Benjamin Zenner**

**125 Joer Dekanatskierch a Chorale Ste-Cécile Beetebuerg, Niederaanven 2015, 360 S.; ISBN 978-99959-934-0-5; 40 €.**

**Por Lampertsbiereg. 100 Joer Kierch, Por, Chorale. Fakten an Erënnerungen, erausginn vum Lampertsbiereg Kiercherot zesumme mam Porverbandsrot Lampertsbiereg-Rolléngergronn am Joer 2014, [Luxemburg 2014], 160 S., ISBN 978-99959-01288.**

Der Anlass ist derselbe, das Resultat aber sehr unterschiedlich. Aus Bettemburg liegt ein leinengebundenes, reich illustriertes, dickes Buch vor, das weniger historisch ausgelegt ist, sondern stärker aktuelle Aktivitäten beleuchtet. Vom Limpertsberg stammt eine broschiierte Publikation, die hauptsächlich eine persönliche Chronik des Pfarrgeschehens von 1963 bis heute enthält. Ihr liegt eine CD-Rom bei, auf der die historischen Bilder aus dem Buch sowie jüngere Videoaufnahmen von kirchlichen Feiern, hauptsächlich der Ersten Kommunion, wiedergegeben sind. In beiden Büchern vermisst der Historiker allerdings allzu oft die Datierung der Abbildungen.

Beide Bücher beschäftigen sich zunächst mit den jeweiligen Kirchen aus kunsthistorischer Sicht, wobei die Limpertsberger auf den Architekten André Haagen zurückgreifen können, der 1975 die Neugestaltung der Kirche mitgeprägt hat, und der ehemalige Kaplan Lex Langini eine knappe aber überzeugende kunsthistorische Einordnung des neoromanischen Baus von 1913 liefert. Die Bettemburger dokumentieren in Presseauschnitten (vor allem aus dem *Luxemburger Wort*) die Kontroversen um den Neubau von 1884, ohne auf diesbezügliche Gemeinderats- oder Kirchenratsberichte zurückzugreifen. Ausführlicher beschrieben werden die Bettemburger Glocken, Kirchenfenster, zehn Heiligenbilder (die einzigen, die 1899 nicht übermalt wurden), sowie in Bildern Orgel, Altäre und Paramente. Die Neugestaltung des Innenraums ist nur aus den Bildern ersichtlich ist. Der Vorgängerbau, den es in Bettemburg gab, wird nicht behandelt, aber die viel ältere Pfarrgeschichte ist einem längeren, wissenschaftlichen Beitrag von Raymond Waringo (†) zu entnehmen, der Abweiler als den älteren, seit dem 10. Jh. nachgewiesenen Pfarrort darstellt. Aus dem ersten Satz dieses Textes geht hervor, dass es sich dabei um einen Nachdruck aus dem Jubiläumsbuch zur 100jährigen Kirche handeln muss; eine Quellenangabe fehlt aber. Im Buch wird zudem der 1976 erfolgte Abriss des alten Pfarrhauses, obschon es unter Denkmalschutz stand, thematisiert. Aus historischer Sicht sind noch die neun Kurzbiographien von geistlichen Persönlichkeiten aus Bettemburg erwähnenswert, die Thilman Vouss, Wolf-Philipp von Heinsberg, Johann Theodor Van der Noot, Petrus Nommesch, Gustav Achen, Henri Wester, Joseph Flies, Ernest Kintzelé und Camille Minette gewidmet sind. Fernand Huberty steuert persönliche Erinnerungen an seine elfjährige Zeit als Dechant in Bettemburg bei.

Derselbe Autor tut dasselbe in Bezug auf seine achtjährige Kaplanzeit im Buch über die Pfarrei Limpertsberg. Seine paar Seiten bringen etliche Ergänzungen zur Chronik aus der Feder von Milly Thill, die zwar die Jahre 1963-2002 mit akribischer Datengenauigkeit beschreibt, aber wenig von den Diskussionen durchscheinen lässt, mit denen die Pfarrei bzw. der Pfarrtrat auf etliche Probleme reagierte, die sich im Lauf der Zeit stellten, so etwa auf die vom 2. Vatikanischen Konzil und der 4. Diözesansynode geforderten Änderungen oder auf die Erwartungen, die neue Pfarrer an den Pfarrtrat bzw. an die ganze Pfarrgemeinde stellten, oder auf die vom Erzbischof auferlegte Zusammenlegung der Pfarrei mit jener von Rollingergrund. Öfters werden interne

Diskussionen angedeutet, die unterschiedlichen Positionen aber nicht genannt. Wie bei persönlichen Zeugnissen üblich, scheint die in diesem Fall konservative Haltung der Autorin an vielen Stellen durch, doch das macht den auf luxemburgisch verfassten Text trotz seines streckenweise repetitiven Charakters eher lebendig. Vor allem ihre mal positive, mal skeptische Haltung gegenüber den sich folgenden Pfarrern kommt klar zum Ausdruck.

Um der historischen Wahrheit willen, muss hier allerdings eine Episode korrigiert werden. Die Autorin berichtet nämlich auf S. 40 von einem Zwischenfall bei der von Bischof Lommel im November 1969 einberufenen Generalversammlung der Pfarrräte im Konvikt, bei der ihr Referat durch Proteste unterbrochen worden sei. Sie behauptet, die Namen der Kontestatäre, die sich als ‚Jugendpor‘ bezeichnet hätten, seien heute noch bekannt. Dabei lässt das Gedächtnis Frau Thill allerdings im Stich, denn die ‚Jugendpor‘ gab es 1969 noch gar nicht und die Proteste, die nichts mit ihrem Bericht zu tun hatten, kamen von Seiten eines Vertreters des Cessinger Pfarrrats, dem Bischof Lommel nach der Sitzung für seinen ‚Paukenschlag‘ dankte. Dass in den frühen 70<sup>er</sup> Jahren die ‚Jugendpor‘ öfters in der Pfarrei Limpertsberg zu Besuch weilte und von den dortigen Kaplänen mit viel Engagement begleitet wurde, verschweigt der Bericht.

Die Chronik von Milly Thill wird von Marie-Anne Werner für die Jahre 2002-2013 auf Französisch fortgesetzt, wobei hier stärker Schwerpunkte gesetzt und Probleme verdeutlicht werden. Den Schlusspunkt bildet der Ausblick auf die Zukunft, da Ende 2013 die Pfarreien Limpertsberg und Rollingergrund mit der Kathedralpfarre (wieder)vereinigt wurden, aus der Limpertsberg 100 Jahr zuvor ausgegliedert worden war. Dieselbe Autorin fasst auch die Beziehungen der Pfarrei Limpertsberg mit der Pfarrei Quebracho in Uruguay zusammen. In diesem Zusammenhang ist die Rolle von Pierre Pescatore, Luxemburger Richter am Europäischen Gerichtshof, hervorzuheben, dessen Biografen<sup>1</sup> hier interessante Details zu seiner Persönlichkeit erfahren können. Über den Historiker Paul Margue, eine omnipräsente Persönlichkeit in der Limpertsberger Pfarrei, ist hingegen weniger zu erfahren.

Nur zwischen den Zeilen erfährt der Leser, dass beide Autorinnen sich nicht nur auf ihr Gedächtnis stützen mussten, sondern auch auf Pfarrratsprotokolle zurückgreifen konnten, die im Pfarrsekretariat aufbewahrt werden. Ein knappen Quellenanhang von 30 Seiten veröffentlicht einige historische Dokumente in Facsimile und datierte Fotos. Auf den Seiten 124 und 131 wird des Weiteren ein Pfarr-Register von Pfarrer Bormann (1912-1929) zitiert, das aber ansonsten offenbar nicht ausgewertet wurde.

Eine ähnliche Chronik fehlt in dem Bettemburger Buch, in dem hingegen eine ganze Reihe aktiver Vereine und Initiativen sich kurz vorstellen. Wer an einem persönlicheren Zugang zur rezenten Geschichte der Pfarrei Bettemburg interessiert ist, der sei auf die Autobiographie von Michel Schaack verwiesen, der nicht nur die Anfänge des Bettemburger Jugendchors beleuchtet, dem er 21 Jahre lang (1973-1994) vorstand, sondern auch dessen konfliktuelles Verhältnis zum damaligen Dechanten Adolphe Schmit dezent streift und auf die engen Beziehungen zu der deutschen Missionschwester Karoline Mayer eingeht, die immerhin mehrmals in der Bettemburger

---

<sup>1</sup> CARBONELL, Mauve, De la guerre à l'union de l'Europe. Itinéraires luxembourgeois, Bruxelles, 2014, ignoriert solche Aspekte seines Lebens.

Kirche von ihrer Arbeit in Chile sprechen durfte<sup>2</sup>. Weder vom Chor noch von den Konflikten ist im Jubiläumsbuch, das ja auch den 125 Jahren des offiziellen Kirchenchors gewidmet ist, keine Rede. Beide Bücher schließen mit einem fotografischen Überblick über die Jubiläumsfeierlichkeiten.

**Michel Pauly**

**Eric MARLIER / Jacques BROSIUS / Vincent DAUTEL / Antoine DECOVILLE, Frédéric DURAND / Philippe GERBER et Anne-Catherine GUIO (dir)., Cohésion sociale et territoriale au Luxembourg. Regards croisés, Bruxelles : Peter Lang, 2014, 301 p. ; ISBN 978-2-87574-078-6 ; 51,40 €.**

Ce livre nous emmène, au détour de 16 chapitres auxquels ont contribué une quarantaine d'auteurs, à une vaste réflexion sur la cohésion sociale et territoriale au Luxembourg, véritable enjeu pour une croissance intelligente, durable et inclusive (Europe 2020). Il s'agit là, c'est à souligner, du premier ouvrage collectif réalisé au sein du LISER (*Luxembourg Institute of Socio-Economic Research*), l'ancien CEPS/INSTEAD, créé il y a 35 ans au Luxembourg. Différentes disciplines et méthodes sont mobilisées, ce qui rend cette recherche riche et variée. La définition de la cohésion et les moyens mis en œuvre pour l'appréhender, de même que la population étudiée (intégrant les étrangers ou les frontaliers) ainsi que l'échelle spatiale et temporelle sont ainsi très variables d'un chapitre à l'autre. Economistes, géographes, sociologues, démographes, psychologues ... se sont attachés à dépasser les barrières disciplinaires en livrant des contributions scientifiques accessibles à tous et très explicites à la fois sur la démarche et les résultats obtenus. La richesse de cet ouvrage repose aussi sur les nombreuses cartes qui révèlent la volonté d'intégrer la dimension spatiale dans une réflexion portant sur des questions sociales.

La préface de Jean-Claude Juncker, alors Premier Ministre, souligne tout l'intérêt que représente cette question de cohésion sociale et territoriale « dans une société de plus en plus complexe » (p.19). Il s'agit en effet d'un thème, souvent mentionné, mais peu abordé de manière scientifique. Il revêt pourtant une importance cruciale dans un pays comme le Luxembourg, qui compte désormais 46% d'étrangers résidents parmi ses 563 000 habitants et accueille 43.5% de travailleurs frontaliers, ces pourcentages ne cessant de croître.

Au fil des chapitres, la cohésion sociale est abordée à travers des thèmes « classiques » (pauvreté, exclusion, inégalités, emploi, logement ...), mais aussi plus novateurs (intégration par les pratiques syndicales, conciliation vie familiale - vie professionnelle, résultats scolaires...), ou incorporant la dimension transfrontalière (à travers les déplacements, l'accessibilité au travail ou aux soins ...).

Ne pouvant présenter en détail tous les chapitres, la structure globale de l'ouvrage sera exposée, avec un éclairage particulier sur certains chapitres permettant d'élargir la réflexion. Le livre débute par un tour d'horizon de diverses formes d'exclusion et d'inégalités (de richesse, de revenus, de salaires...), soulignant ainsi la variété des concepts et des mesures et faisant le point sur la croissance inclusive au Luxembourg. Plusieurs indicateurs peuvent être mobilisés pour évaluer l'exclusion sociale (taux

<sup>2</sup> SCHAACK, Michel, Christ sein. Mit Zorn und Zärtlichkeit, Luxemburg: Erwuessebildung, 2014.

de pauvreté monétaire, taux de déprivation matérielle ...). Ces inégalités font l'objet d'une comparaison dans l'espace (chapitre 1) situant le Luxembourg par rapport à ses voisins européens, et dans le temps (chapitre 2) relevant un accroissement des inégalités de revenu. Le concept d'inégalités *de richesse* est plus rarement utilisé (chapitre 3). Plus adapté au cas du Luxembourg, il intègre la possession de la résidence principale comme principal élément de richesse. La définition la plus courante considère en effet la richesse disponible des ménages comme la différence entre la valeur marchande des actifs et celle des passifs. Discrimination et écarts importants de salaires impactent négativement la cohésion sociale. Il convient alors de se pencher sur les inégalités de salaires et de déceler si elles s'expliquent par des différences de caractéristiques jouant sur la productivité des travailleurs (chapitre 4).

C'est sous l'angle de l'emploi, un des principaux facteurs de cohésion sociale, que se poursuit l'analyse, en tenant compte de sa particularité au Luxembourg (forte présence de travailleurs frontaliers et étrangers). Néanmoins, selon les chapitres et les données mobilisées, les frontaliers seront parfois exclus de l'analyse. La création d'emploi ne suffit pas à assurer la cohésion sociale, c'est leur *qualité* qui importe. « Il faut que ceux-ci soient valorisants, qu'ils offrent de bonnes conditions de travail et qu'ils permettent de concilier de façon harmonieuse les diverses facettes de la vie des individus. » (p. 106). Précarité de l'emploi et des horaires de travail, niveau d'exigences psychologiques, de latitude décisionnelle et de soutien social sont ainsi passés en revue pour le Luxembourg et les cinq principaux pays de provenance des travailleurs étrangers sur la période 2005-2010 (chapitre 5). Cette prise en compte de la qualité est intéressante et nécessaire dans une réflexion globale sur la cohésion, même si elle est intimement liée à la structure des emplois (type d'emploi, qualifications ...) comme le soulignent les auteurs. L'intégration peut aussi être abordée à travers les pratiques syndicales (chapitre 6). Les auteurs s'attachent à montrer comment les syndicats ont incorporé dans leurs pratiques les travailleurs migrants (résidents comme frontaliers) issus de cultures syndicales différentes et représentant désormais sept travailleurs sur dix. Les récits de vie de deux personnes issues de l'immigration portugaise devenues responsables syndicaux, montrent que cette « [...] professionnalisation syndicale s'apparente à une ascension sociale » (p. 146) pour ces personnes disposant de peu de qualifications, mais d'aptitudes particulières (linguistiques, connaissance des conventions collectives par exemple). Ces carrières syndicales ont par ailleurs permis aux syndicats une certaine assise dans l'immigration. La mesure de l'accès à l'emploi pour les hommes et les femmes est également un indicateur de cohésion sociale, qu'il s'agisse des évolutions des taux d'emploi masculins et féminins sur les 25 dernières années (chapitre 7) ou des effets d'une mesure de politique familiale (le chèque-service accueil créé en 2009) sur la conciliation vie familiale - vie professionnelle (chapitre 8). Le tour d'horizon de la cohésion à travers l'emploi se termine par les travailleurs frontaliers et la question du degré de leur intégration au pays de travail par le biais des dépenses qu'ils y effectuent (chapitre 9).

Plusieurs angles d'approche ont été choisis par les auteurs pour mesurer l'intégration des étrangers: intégration spatiale, linguistique et culturelle (chapitre 10), scolaire (11) ou encore dans l'accès au logement (12). La question des inégalités d'accès au logement et du « mal-logement » a été évaluée par plusieurs taux et notamment celui *de surcharge des coûts du logement* (plus de 40% du revenu disponible du ménage)



qui connaît de grandes disparités. Ce taux est ainsi, pour les locataires, plus de 20 fois supérieur par rapport aux propriétaires, et est le plus élevé d'Europe, pointant du doigt le niveau des loyers. A mentionner également une mesure du *sans-abrisme* au Luxembourg, à partir du comptage des usagers des centres de jour, de nuit et des centres d'accueil (sur une semaine de février 2006). On relevait alors 715 personnes aux parcours très divers.

L'ouvrage se termine en point d'orgue par quatre chapitres portant sur la *cohésion territoriale* au Luxembourg. Tout d'abord, à travers une démarche exploratoire de l'accessibilité aux établissements hospitaliers, sujet d'importance a fortiori dans un contexte de vieillissement de la population (chapitre 13). Les auteurs utilisent le temps de parcours en voiture jusqu'à l'hôpital le plus proche. L'accessibilité aux soins est satisfaisante pour toutes les communes luxembourgeoises, mais elle pourrait être encore améliorée en prenant en compte les services de soin disponibles de l'autre côté des frontières. Le lien entre structure spatiale et structure sociale proposé dans le chapitre suivant conduit à une classification des communes luxembourgeoises intégrant les disparités sociales (mesurées à l'échelle de l'ensemble de la commune). Dans les deux derniers chapitres, c'est finalement la cohésion territoriale *transfrontalière* qui est interrogée. Tout d'abord, elle est appréciée à travers la viabilité des systèmes de transport des travailleurs frontaliers, compte tenu de la croissance des flux et de l'usage intense de la voiture au sein de l'aire fonctionnelle luxembourgeoise (chapitre 15). L'ouvrage se termine par une réflexion sur la coopération transfrontalière à travers l'exemple de la reconversion des friches industrielles de Belval-Ouest en Cité des Sciences (chapitre 16). Ce cas de figure peut être considéré comme une politique de cohésion territoriale transfrontalière définie comme « une coordination entre plusieurs acteurs travaillant à différents niveaux institutionnels (local, régional, national) et chargés d'appliquer les politiques de cohésion de différents Etats autour d'un périmètre transfrontalier commun » (p. 298).

La lecture de cet ouvrage sera d'un grand apport pour qui souhaite se pencher sur ces questions de cohésion sociale et territoriale au Luxembourg, en particulier sur des thématiques qui ont rarement été abordées jusqu'alors, comme l'accès aux emplois de qualité, les pratiques syndicales ou encore l'accessibilité aux hôpitaux. La variété des thèmes étudiés permet un vaste tour d'horizon, qui pourrait encore être enrichi par des analyses du chômage, de la segmentation de l'emploi, des jeunes « décrocheurs » ... On pourra regretter l'absence de conclusion. Mais peut-être faut-il l'interpréter comme une question qui reste ouverte, car la cohésion est davantage un processus qu'un état, et les sujets, populations et échelles permettant de l'aborder sont variés.

**Isabelle Pigeron-Piroth**